

# Zeitgeschichte in Hamburg



2006

*Zeitgeschichte in Hamburg  
Nachrichten aus der Forschungsstelle  
für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH)  
2006*



# Zeitgeschichte in Hamburg 2006

---

---

---





Das Titelfoto zeigt den Torschuss von Jürgen Sparwasser in der 78. Minute. Es blieb das einzige Tor in der Weltmeisterschaftsbegegnung zwischen der DDR-Mannschaft und der DFB-Elf. Die Spieler (v. l. n. r.): Sepp Maier, Berti Vogts, Jürgen Sparwasser, Horst-Dieter Hoettges. Foto: Agentur Witters/Werner Schulze.

Fotos Seite 21 entnommen: Thomas Brees, 90 Minuten Klassenkampf. Das Länderspiel BRD–DDR 1974, Frankfurt am Main, 1999; Foto oben: Ulstein Bilderdienst, Foto unten: Horstmüller.

## Impressum

Herausgeber: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg  
Hamburg, 2007

Redaktion: Frank Bajohr, Dorothee Wierling, Maike Raap

Gestaltung: Andrea Orth Grafik, Hamburg

Druck: Drucktechnik Altona

1. Auflage

März 2007

# Inhalt

---

Vorwort	7
<i>Christoph Kleßmann</i>	
Das Sparwasser-Tor 1974 – Sieg über den Klassenfeind, Ende der „Alleinvertretung“, Zufallstreffer oder was sonst?	13
<i>Habbo Knoch</i>	
Nation im Glück. Das „Wembley-Tor“ von 1966	31
<i>Frank Bajohr</i>	
„Mof“ versus „Kaaskopp“. Der deutsch-niederländische Fußball- Nationalismus als Seismograph nationaler Selbst- und Fremdbilder	50
<i>Christoph Strupp</i>	
Amerikanische Konsuln und ihre Berichterstattung aus dem Hamburg des „Dritten Reichs“	69
<i>Klaus Neumann</i>	
Australische Perspektiven: Von Shifting Memories zu einer vergleichenden Studie über soziale und öffentliche Erinnerung in Tätergesellschaften	84
Projektberichte	
Chinesenviertel in westeuropäischen Hafenstädten. Eine transnationale Migrations- und Wahrnehmungsgeschichte 1900–1950 ( <i>Lars Amenda</i> )	98
Hamburg und die außereuropäischen Kaffee-Welten: Das Beispiel Zentralamerika ( <i>Christiane Berth</i> )	102
Tätigkeitsbericht der FZH 2006	105



# Vorwort

---

Im Jahre 2005, in dem die Forschungsstelle den umfangreichen Band „Hamburg im Dritten Reich“ veröffentlichte, standen die vielfältigen Aktivitäten des Gedenkens an das Kriegsende 1945 im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Das Jahr 2006 hingegen war atmosphärisch geprägt von friedlicher Fußball-Begeisterung und begleitender Partystimmung, die selbst vor wissenschaftlichen Einrichtungen nicht halt machte. Schon frühzeitig hatten wir überlegt, welchen genuin zeitgeschichtlichen Beitrag wir für die interessierte Öffentlichkeit in diesem Zusammenhang leisten könnten. Die Antwort war eine Vortragsreihe, die in Zusammenarbeit mit der Körber-Stiftung in deren neuem Domizil, dem KörberForum an der Kehrwiederspitzze, stattfand: „Fußballtore zur Zeitgeschichte“. Ausgehend von jeweils einem symbolischen Tor ausgewählter Weltmeisterschaften, wurden nicht nur die sportpolitischen Fakten, sondern in einem weiteren Kontext das politische, kulturelle und vor allem das mediale Panorama der WM von 1934 in Italien, 1954 in der Schweiz, 1966 in England und 1974 in Deutschland ausgeleuchtet. Der letzte Vortrag galt der zeitweise erbitterten deutsch-niederländischen Rivalität, die Ende der 1980er Jahre eskalierte. Die sehr gut besuchte Vortragsreihe demonstrierte, dass Zeitgeschichte sich längst nicht in der Nachzeichnung unmittelbarer politischer Ereignisse, von Diktatur und Krieg, erschöpft. Vielmehr eröffnen scheinbar politikferne zivilgesellschaftliche Phänomene wie der Fußball unkonventionelle Wege zur Deutung zeitgeschichtlicher Zusammenhänge. Drei der Vorträge werden in dieser Ausgabe von „Zeitgeschichte in Hamburg“ veröffentlicht, derjenige von Habbo Knoch über das „Wembley-Tor“ 1966, von Christoph Kleßmann über das „Sparwasser-Tor“ im Gruppenspiel der Bundesrepublik gegen die DDR (0:1) in Hamburg 1974 und die Betrachtungen von Frank Bajohr über die Fußball-Feindschaft zwischen „Mof“ und „Kaaskopp“.

Abgesehen von leichter Ablenkung in den Wochen der Fußball-WM war 2006 für unser Institut durch konzentrierte und kontinuierliche Arbeit gekennzeichnet. In allen Bereichen des Tätigkeitsspektrums der FZH sind größere und kleinere Erfolge zu verzeichnen: Unsere Forschungsprojekte schritten zügig voran, wir veranstalteten Konferenzen, Workshops und zahlreiche öffentliche Vorträge. Einen der Vorträge auf unseren Workshops haben wir in dieser Ausgabe veröffentlicht: Klaus Neumann, der an der australischen Swinburne University of Technology lehrt, beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem Wandel der Erinnerungskultur in Deutschland und anderen Ländern. Darüber hinaus veröffentlichten wir viel beachtete Publikationen in unseren Buchreihen und bauten den Service für ein breiteres wissenschaftliches Publikum weiter aus: in Gestalt unserer Bibliothek, des Archivs und der „Werkstatt der Erinnerung“ (WdE) als interessanter Sammlung lebensgeschichtlicher Interviews.

Auch nach Veröffentlichung unseres Gemeinschaftswerkes „Hamburg im Dritten Reich“, das überschwängliche Kritiken erhielt (Richard Evans: „Vergleichbares gibt es für keine andere deutsche Großstadt“, Michael Zimmermann: „Maßstab für die einschlägige Forschung“), bildet die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg und Norddeutschland, einschließlich seiner Voraussetzungen und Folgen, das thematische Herzstück unserer Tätigkeit (s. dazu ausführlicher Punkt 2a des Jahresberichts). Zu erwähnen sind vor allem zwei größere neue Vorhaben. Von der Fritz-ThyssenStiftung wird das Projekt „Blicke von außen ins ‚Dritte Reich‘. Konsulatsberichte über die deutsche Gesellschaft in der NS-Zeit 1933–1945“ gefördert, in dem (mit starker Berücksichtigung von Hamburg) diese neuen Quellen über die NS-Gesellschaft gesammelt, ausgewertet und publiziert werden. Ein Artikel über die Berichte des US-Konsulats aus Hamburg von Christoph Strupp in dieser Ausgabe zeigt, welche Erträge dieses Projekt erwarten lässt, in dem wir mit zahlreichen Kolleginnen und Kollegen in verschiedenen Ländern kooperieren. Die Stelle von Christoph Strupp, der für ein Jahr in der FZH tätig ist, wird dankenswerter Weise vom German Historical Institute in Washington D. C. finanziert.

Im Blick auf die „zweite Geschichte des Nationalsozialismus“, die Untersuchung des Umgangs mit dem Nationalsozialismus und seinen Folgen in Hamburg, fördert die Gerda-Henkel-Stiftung den zeitgeschichtlichen Teil eines in Kooperation mit einer Gruppe von Psychoanalytikern des Universitätskrankenhauses Eppendorf konzipierten interdisziplinären Projekts zu psychischen

und familiären Folgen des Hamburger Feuersturms 1943. Wir begrüßen in diesem Zusammenhang Malte Thießen als neuen Kollegen in der FZH.

Hinsichtlich der sonstigen Forschungsbereiche (s. dazu ebenfalls Punkt 2 des Berichts) ist zu erwähnen, dass die DFG ein Projekt „Afroamerikanische Musik in Deutschland von 1945–1990. Mediale Vermittlung und kultureller Gebrauch“ mit einer Laufzeit von zwei Jahren bewilligt hat. Als Bearbeiter ist Michael Rauhut vorgesehen, den wir 2007 ebenfalls als neuen Kollegen der FZH begrüßen dürfen. Mit diesem Projekt wird angeknüpft an das von der DFG geförderte Projekt über die Jugendkultur der 1960er Jahre, das mit der Veröffentlichung des Buches „Time is on my Side“ von Detlef Siegfried (s. u. Punkt 8) erfolgreich abgeschlossen wurde.

Positives ist auch über das Projekt „Kaffee-Welten“ zu vermelden, aus dem Sie in dieser Ausgabe einen Bericht von Christiane Berth finden. Frau Berth hat 2006 als Bearbeiterin des von der DFG geförderten Teils über den Kaffeeimport ihre Arbeit in der FZH aufgenommen, und zum Jahresende haben wir von der Stiftung „Aufarbeitung der SED-Diktatur“ die Zusage erhalten, eine Studie über den Kaffeekonsum in den beiden deutschen Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg zu fördern; Monika Sigmund, bisher zeitweise in der WdE beschäftigt, erhält für dieses Thema ein zweijähriges Dissertationsstipendium.

Mit großer Freude konnten wir außerdem Lars Amenda 2006 als neuen Kollegen in der FZH begrüßen. Er befasst sich in einem von der DFG geförderten Projekt mit einem Vergleich der Chinesenviertel von Hamburg, London und Rotterdam sowie ihren transnationalen Verbindungen.

Die Erfolge bei der Einwerbung von Drittmitteln haben nicht zuletzt den eminent wichtigen Effekt, dass mit neuen Projekten auch neue Kolleginnen und Kollegen an die FZH gelangen, die frischen Wind und neue Ideen bringen. Dabei schöpfen wir nicht zuletzt aus dem Reservoir hervorragender Absolventinnen und Absolventen des Historischen Seminars der Hamburger Universität, deren zeitgeschichtliche Dissertationen und Habilitationsschriften in unseren Reihen veröffentlicht werden und die wir schon zuvor in die Arbeit unseres Instituts einzubinden versuchen. Deshalb freuen wir uns besonders über die Bewilligung von weiteren zwei Dissertationsstipendien durch die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius. Diese beiden Stipendien sind der „Hamburgischen Zeitgeschichte“ gewidmet und sollen als Beitrag zur Nachwuchsförderung der FZH Mitte und Ende 2007 öffentlich ausgeschrieben werden.

Insgesamt hat die FZH auch 2006 eine sehr gute Drittmittelbilanz vorzuweisen. Die Zahl der durch verschiedene forschungsfördernde Einrichtungen ermöglichten Projekte übersteigt diejenige der „Hausprojekte“ bei weitem. Bei den nur wenigen etatisierten Stellen für Wissenschaftler, den schwierigen Konkurrenzbedingungen in der Wissenschaftslandschaft und den erheblichen Anstrengungen, die zur Vorbereitung von Anträgen notwendig sind, ist der jetzige gute Stand allerdings keinesfalls dauerhaft gesichert.

Neben seiner umfangreichen Forschungstätigkeit ist unser Institut 2006 auch seiner zweiten wichtigen Funktion nachgekommen, nämlich der wissenschaftlichen und sonstigen interessierten Öffentlichkeit als Service-Einrichtung zu dienen. Der Bibliotheksbestand, der im laufenden Jahr die Grenze von 80 000 Büchern überschreiten wird, das gut frequentierte Archiv und die Werkstatt der Erinnerung (WdE) als eine der ersten Adressen für Forschungen zur mündlichen Geschichte in der Bundesrepublik sind weiter ausgebaut worden (s. Punkte 5–7 des Jahresberichts).

Die FZH ist auch weiterhin in der internationalen und nationalen Wissenschaftslandschaft präsent und mit dieser gut vernetzt: Die Veröffentlichungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wurden in zahlreichen Rezensionen umfassend gewürdigt (s. Punkt 9). Die Zahl der Buch- und Zeitschriftenbeiträge von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Instituts hat sich auf knapp 70 erhöht (s. Punkt 10), die der Vorträge und Leitungen von Konferenzen und Panels im In- und Ausland liegt gleichbleibend bei ca. 80 (s. Punkt 11). Die Mitgliedschaft von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der FZH in mehr als zwei Dutzend beratenden Gremien von Historikervereinigungen, zeithistorischen Instituten, öffentlichen Einrichtungen, privaten Stiftungen und historischen Zeitschriften zeigt einen hohen Grad der Vernetzung (s. Punkt 4); so finden seit drei Jahren z. B. die Zusammenkünfte von Vorstand und Ausschuss des Deutschen Historikerverbandes in der FZH statt.

Im letzten Jahresbericht haben wir bereits über die Planung des Umzugs der FZH, des Instituts für die Geschichte der Deutschen Juden (IGDJ), des Instituts für Friedensforschung und Sicherheitspolitik (IFSH) sowie des „Weizsäcker-Lehrstuhls“ Naturwissenschaft und Frieden der Hamburger Universität aus ihren jeweiligen Domizilen in das ehemalige Finanzamt Schlump informiert. Dabei waren wir von Anfang 2007 als Termin ausgegangen. Ganz so schnell geht es zwar nicht, aber immerhin ist nun der Juni 2007 als realistisches Um-

zugsdatum vorgesehen. Wir freuen uns auf die Entwicklung und Intensivierung der Kooperation mit den anderen Instituten und werden versuchen, die Nähe zum Campus zu nutzen, um weiteren Zulauf durch ein studentisches Publikum zu erhalten und unseren Ruf als zentrale Institution der Zeitgeschichte in Hamburg zu festigen.

Prof. Dr. Axel Schildt

Prof. Dr. Dorothee Wierling



---

## **Das Sparwasser-Tor 1974 – Sieg über den Klassenfeind, Ende der „Alleinvertretung“, Zufallstreffer oder was sonst?**

---

„Am 22. Juni 1974, um 21 Uhr 03, fiel ein Schuß, der die Bundesrepublik Deutschland erschütterte. Nicht etwa aus einer RAF-Waffe oder an der innerdeutschen Grenze, sondern im Hamburger Volksparkstadion: Jürgen Sparwassers 1:0 für die DDR-Auswahl gegen die DFB-Elf bei der Fußball-Weltmeisterschaft. Dieses Tor, das den Sieg bedeutete, hat das Selbstbewußtsein der Fußballfans im Westen schwer getroffen.“ Mit diesen Sätzen beginnt eine einschlägige Darstellung von 1999 über das Länderspiel BRD-DDR unter dem Titel reichlich bombastischen Titel „90 Minuten Klassenkampf“. Zweifel an dieser Etikettierung sind erlaubt, ebenso am Klappentext: „davon zehrt der Osten noch heute – und der Westen knabbert noch dran.“<sup>1</sup> Darauf ist gleich zurückzukommen.

Ein anderes, ziemlich unspektakuläres Ereignis sechs Monate zuvor ist vorweg ebenfalls zu erwähnen. Am Abend des 5. Januar 1974 wurden die Lose für die Gruppeneinteilung der WM gezogen. Der 11-jährige Detlef Lange, Sängerknabe aus Berlin-Schöneberg, durfte in Frankfurt/M. in die Lostrommel greifen und stellte die Weichen für das keineswegs erste, aber sensationellste deutsch-deutsche Fußball-Event. Er war den DFB-Funktionären auf einem Illustrierten-Foto wegen seiner schönen blonden Haare aufgefallen. Zum Dank für sein Los durfte er – nach einer quellenkritisch unsicheren Version – die DDR-Mannschaft im Trainingslager besuchen. Aber das war's dann auch. Keine Agentur warb um das Sängertalent und keine TV-Kindersendung bemühte sich um seine Moderation. Heute arbeitet er in einem Baumarkt und hat sich die WM vermut-

lich auf dem heimischen Sofa angesehen.<sup>2</sup> Die Losziehung, heutzutage ein riesiges Fernsehspektakel, spielte sich damals noch in einer eher spartanisch ausgestatteten Szenerie ab.

Das galt auch für das Spiel, von dessen Hintergründen und Folgen hier die Rede sein soll.

Zwar hat es dieses Spiel trotz Sparwasser nie zu ähnlichem Ruhm wie das „Wunder von Bern“ 1954 gebracht – schließlich war es ja auch nur ein Etappensieg –, aber eine kleine politische Sensation war das „Wunder von Hamburg“ schon. Wie klein oder wie groß, das allerdings ist die Frage. Denn die nachträgliche Mythenbildung macht ja heutzutage vor kühnen Thesen nicht Halt, wenn etwa der Sieg in Bern 1954 zum eigentlichen Gründungsdatum der alten Bundesrepublik stilisiert wird, was kompletter Unsinn ist. Der Schütze selber hat nachträglich seinen Ruhm angeblich verwünscht oder zumindest eine sehr ambivalente Einstellung dazu an den Tag gelegt, weil es eben nicht beim Fußballtor blieb. „Wenn man auf meinen Grabstein eines Tages nur ‚Hamburg '74‘ schreibt, weiß jeder, wer darunterliegt“, sagte Sparwasser später in einem Interview.<sup>3</sup> Seine biografischen Daten: Geboren 1948, gelernter Maschinenbauer im Magdeburger Schwermaschinenkombinat ‚Ernst Thälmann‘, Spieler beim 1. FC Magdeburg, später zum Trainer ausgebildet und Hochschullehrer an der PH Magdeburg, 1988 während eines Aufenthalts mit einer Senioren-Fußballmannschaft in Saarbrücken in der Bundesrepublik geblieben; dort zunächst Assistententrainer bei Eintracht Frankfurt. Ein Kuriosum zu seinem Ruhm: ein westdeutscher Mineralwasserhersteller soll nach dem Spiel erwogen haben, ein Produkt „Sparwasser“ auf den Markt zu bringen, bekam dann aber offenbar doch wieder Skrupel ...

## I Das Jahr 1974

Da der Beitrag Teil einer zeithistorischen Reihe ist, scheint mir zunächst einmal die Skizzierung des politischen Umfeldes angebracht, bevor zwei deutsche Nationalmannschaften das Fußballfeld betreten. Mit welchen Stichworten lassen sich das innerdeutsche Klima und die deutsch-deutschen Sportbeziehungen der frühen 70er Jahre wenigstens in groben Umrissen charakterisieren? Das Angebot ist groß. Ohne methodische Skrupel beschränke ich mich auf einige unsystematische Impressionen aus der Chronologie des Jahres 1974:

Das spektakulärste Datum: am 24. April 1974 wurde der persönliche Referent des Bundeskanzlers, Günter Guillaume, als DDR-Spion verhaftet. Willy Brandt trat zurück, und am 14. Mai wurde Helmut Schmidt zum Kanzler gewählt. Ferner: Auf der Basis des 1973 ratifizierten Grundlagenvertrages wurden die beiden Ständigen Vertreter, Günter Gaus und Michael Kohl am 20. Juni, also zwei Tage vor dem Spiel, akkreditiert und nahmen ihre Arbeit auf. Schließlich: Zu den innerdeutschen Kuriosa gehörte die offizielle Einführung des neuen Autokennzeichens „DDR“ statt „D“. Das entsprach der konsequenten Abgrenzungspolitik der SED. Westdeutsche Experimente, darauf mit dem Kürzel „BRD“ zu antworten, erklärte das Bonner Verkehrsministerium umgehend für unzulässig und Springers Zeitung „Die Welt“ verwarhte sich gegen die „semantische Dreistigkeit“, den freien Teil Deutschlands auf ein Maß zu reduzieren, auf dem es mit der DDR – bis 1989 stets in Anführungszeichen – vergleichbar sei.

Wer will, mag sich auch daran erinnern, dass in diesem Jahr Uri Geller im Fernsehen per Hypnose Gabeln verbog und Egon Krenz im nicht mehr ganz jugendlichen Alter von 37 Jahren zum neuen Vorsitzenden der FDJ gekürt wurde.

Zu den wirklich wichtigen Daten kann man dagegen die 1973 ausgebrochene Ölkrise rechnen, die 1974 zu einem Preisanstieg des Liters Normalbenzin um 10 Pf. auf 86 Pf. führte – ein aus heutiger Sicht märchenhafter Benzinpreis! Diese Ölkrise 1973/74 bedeutete als Wirtschaftskrise eine wirkliche, wenn auch damals noch kaum so wahrgenommene Zäsur in der deutschen und europäischen Nachkriegsgeschichte. Das ist jedoch hier nicht weiter zu erörtern. Dazu passt oder passt auch nicht der in der Gewerkschaftsgeschichte einsame fatale Erfolg der ÖTV (der mächtigen Vorläuferin der heutigen VERDI) im Vorfeld von Brandts Rücktritt: eine Lohnerhöhung von 11 Prozent!

Etwas systematischer ist nun aber auf die innerdeutschen Sportbeziehungen und das Sportprotokoll vom März 1974 einzugehen.

## **II Sport und Fußball in der DDR**

Die Geschichte des DDR-Sports war ohne Zweifel immer auch und stärker als anderswo eine hoch politische Geschichte. Die politischen Komponenten aller Sportereignisse sind so evident, dass man die Deutschlandpolitik der SED nicht außen vor lassen kann, wenn es um Sportbeziehungen und Konkurrenz

zur Bundesrepublik geht. Die Olympischen Spiele bildeten die prominenteste Arena für diese Art von Auseinandersetzung. In der Phase der gesamtdeutschen Olympiamannschaften von 1958 bis 1964 diente der Sport der internationalen staatlichen Anerkennung der DDR. Erfolge waren hier immerhin leichter zu erringen als auf diplomatischem Parkett. Denn die internationalen Sportfunktionäre waren der deutschen Querelen zunehmend überdrüssig und zeigten sich daher zu einer Anerkennung des Unvermeidlichen eher bereit als die Politiker. Insofern war der Beschluss des IOC von 1965, für die nächsten Olympischen Spiele 1968 in Grenoble und Mexiko-City zwei getrennte deutsche Mannschaften zuzulassen (wenn auch noch unter einer Flagge und mit einer Ersatz-Hymne, nämlich Beethovens „Ode an die Freude“), eine Zäsur in der gesamtdeutschen Sportgeschichte. Für die kommenden Spiele in München hatte die SED daher nur noch das Ziel, endlich zu realisieren, was der 5. Parteitag 1958 lautstark mit der Parole vom „Einholen und Überholen Westdeutschlands“ formuliert hatte, was aber bekanntlich gründlich schief gegangen war. Nun galt es also, die BRD im Sport zu überholen und – in den Worten der Westabteilung des ZK der SED – „dem westdeutschen Imperialismus bei den Olympischen Spielen im eigenen Lande eine sportliche Niederlage“ zu bereiten.<sup>4</sup> Gradmesser dafür war die Zahl der Medaillen. Das hatte 1969 einen Politbürobeschluss mit erheblichen Konsequenzen für die weitere Entwicklung des DDR-Sports und eben auch des Fußballs zur Folge.

Kern des Beschlusses war eine Zweiteilung der Sportarten in die besonders geförderten „Sport I“ und weniger geförderten „Sport II“. Zu I gehörten die medaillenintensiven Sportarten wie Leichtathletik und Schwimmen, während Mannschaftssportarten wie Wasserball und Basketball in die Kategorie II kamen. Die Verteilung der Finanzmittel zur Förderung durch den zentralistischen DTSB (Deutscher Turn- und Sportbund) mit seinem Vorsitzenden, dem Genossen Manfred Ewald, folgte dieser Einteilung. „Ein armes Land wie das unsere kann sich den Luxus nicht leisten, alle Sportarten gezielt zu fördern“, lautete Ewalds durchaus plausible Begründung.<sup>5</sup> Der Fußball hätte also eigentlich auch zu den finanziellen Schmuttelkindern in Kategorie II gehört. Aber die Entwicklung verlief anders, allerdings auch anders, als sich die Planer des Sports in der SED-Spitze das vorgestellt hatten. Zwar hatte die SED seit Mitte der sechziger Jahre versucht, lokale Fußballklubs schwerpunktmäßig zu fördern, um so eine leistungsstarke Spielerreserve für den Aufbau einer Nationalmannschaft zu

haben. Doch internationale Erfolge blieben aus. Die Reaktion und die Ursachenforschung in der politischen Führung sind ein höchst interessantes Kapitel. Es bietet Aufschlüsse über politische Strukturprobleme der SED-Diktatur, die weit über die Sportgeschichte hinausreichen.

Im gleichen Jahr des Leistungssportbeschlusses 1969 fasste nämlich das ZK-Sekretariat einen „Fußballbeschluss“. Darin wurde das „Versagen der Nationalmannschaft“ der DDR an den Pranger gestellt, die weder in der Europameisterschaft noch in der Weltmeisterschaft 1966 noch bei den Qualifikationsspielen für die Olympischen Spiele die Erwartungen erfüllt habe (obwohl nüchtern betrachtet die Ergebnisse gar nicht schlecht waren). Die Ursachen sahen die Spitzengenossen darin, dass der Fußball „führungsmäßig dem Fußballverband und damit auch dem DTSB fast völlig entglitten“ sei, weil sich egoistische betriebliche Interessen und Machenschaften wie im kapitalistischen Profifußball negativ ausgewirkt hätten. Die hier kritisierten materiellen Interessen und der Lokalpatriotismus der Betriebe wurden detailliert beim Namen genannt, so dass ich der Versuchung nicht widerstehen kann, diese Sumpflüthen in ihrer vollen Schönheit aufzuzählen. Die Machenschaften waren:

„Zahlung von Gehältern, die weit über der beruflichen Qualifikation liegen. [Bei Gründung der Fußballklubs wurde festgelegt, dass die Oberligaspieler – entsprechend ihrer beruflichen Qualifikation – ein monatliches Gehalt von 800,- bis 1200,- M erhalten sollten] ... Die Funktionäre in den Fußballklubs und Oberligagemeinschaften haben dieses Festlegungen durchbrochen und zahlten Gehälter und Prämien, die monatlich ca. 3000 Mark erreichen.“ Weiter wurden aufgezählt: „Hohe Sachzuwendungen, Einfamilienhäuser, Bungalows, große Neubauwohnungen, teilweise komplett eingerichtet, PKW, Zahlung sog. Treueprämien, zinslose Darlehen, teilweise ohne Rückzahlung, Sonderprämien für erreichte Punkte und Tore, hoher materieller Anreiz für Oberligaspieler, vor allem bei Abstiegsgefahr, also letztlich für mittelmäßige, ja sogar schlechte Leistungen, Zahlung von Handgeld bei Gemeinschaftswechsel oder Verbleiben in der Gemeinschaft. Derartige Bedingungen ... beginnt man bereits beim Nachwuchs einzuführen, so daß selbst eine Konzentration von Nachwuchskadern erschwert und ihre sportliche Ausbildung beeinträchtigt wird.“<sup>6</sup>

Was auch immer davon wahr oder übertrieben sein mochte – es war offenbar ziemlich schlimm. Schlussfolgerungen mündeten daher – wie stets bei einer marxistisch-leninistischen Partei – vor allem in die Forderung nach einer

straffen zentralen Führung und einer verbesserten „politisch-ideologischen und moralisch-willensmäßigen Erziehung, die planvoll und kontinuierlich erfolgen muß“, also Regelungen, die in anderen olympischen Sportarten üblich und erfolgreich waren.

Zwar treibt die Aufzählung dieser Dimensionen von Korruption dem westdeutschen Leser beim Vergleich mit den regulären Gratifikationen westdeutscher Fußballer ähnliche Tränen der Rührung in die Augen wie der Vergleich des Politbüro-Gettos Wandlitz mit avancierten westlichen Prominentenvillen. Aber das Phänomen ist doch zum einen deswegen interessant, weil es eben den Lokalpatriotismus der Trägerbetriebe der Fußballclubs belegt, zum andern, weil es etwas über die inneren Grenzen der SED-Diktatur und einer „durchherrschten Gesellschaft“ aussagt. Denn auch in der Folgezeit ist es der SED offenkundig nicht gelungen, dieses Übel wirksam zu bekämpfen. Eine wirkliche Durchherrschung gelang also zumindest auf diesem Feld nicht. Zuzugeben ist allerdings, dass auch die SED-Oberen langfristig nur halbherzig am Amateurstatus der Fußballer festhalten mochten und deshalb manches duldeten. So räumte Honecker schließlich im Februar 1989 im Politbüro selber ein, es gäbe doch faktisch den Berufssport. „Wir brauchen uns nicht so aufzuregen. Fußballer werden gekauft. Die Oberliga-Spieler sind also Berufssportler.“<sup>7</sup>

Das andere als Hintergrund für das Sparwasser-Spektakel wichtige Datum ist das Sportprotokoll vom Mai 1974. Es regelte den bilateralen innerdeutschen Sportverkehr zwischen DSB und DTSB in Form von Jahresplänen mit verbindlichen Terminplänen, die für spontane Initiativen der Sportler keinen Raum mehr ließ. Zudem waren – das stand natürlich nicht im Sportprotokoll – die DDR-Fußballer seit 1971 verstärkt auf ideologische Abgrenzung und Vermeidung persönlicher Kontakte trainiert worden. Daran änderte das Sportprotokoll nichts. Wie „nötig“ das war, hatte das Verhalten von DDR-Fußballfans in Warschau 1971 im Spiel Polens gegen die BRD gezeigt. Selbstgefertigte Spruchbänder wie „Chemnitz grüßt die deutsche Nationalelf und den Kaiser Franz“ tauchten dort auf.<sup>8</sup> Fußball hatte offenkundig noch viel mit nationaler Identität zu tun. Wieweit sich das mit dem Abschluss des Grundlagenvertrags 1972 und der offiziellen staatsrechtlichen Anerkennung der DDR änderte, lässt sich schwer abschätzen. Die im Hamburger Stadion 1974 vertretenen DDR-Bürger waren jedenfalls sorgfältig ausgesucht und benahmen sich staatsloyal.

Wer durfte aus der DDR anreisen? Reisekader zu sein, war bekanntlich ein schwer zu erringendes Privileg. Es gab einen genauen Delegiertenschlüssel für die Bezirke, je nach Größe, zusätzliche Kontingente wurden für die Hauptstadt, den zentralen Parteiapparat, den Bundesvorstand des FDGB, den Zentralrat der FDJ, die Ministerien und den DTSB festgelegt. In einer Direktive des Sekretariats des ZK der SED für die Fußball-WM ist das im Detail nachzulesen.<sup>9</sup> Etwa 1600 Personen waren es, die schließlich zu den glücklichen Hamburg-Touristen gehörten. Das Fußvolk hatte bereits für die olympischen Sommerspiele in München 1972 politische Verhaltensregeln mit auf den Weg bekommen, die weiter galten. Bei Versuchen des politischen Gegners, gesamtdeutsche oder innerdeutsche Gemeinsamkeiten zu demonstrieren, lautete die Anweisung: „Alle diese Fälle verlangen eine eindeutige Zurückweisung durch die betroffenen Bürger der DDR bzw. ihre Delegationen.“ Abgrenzung des souveränen zweiten deutschen Staates stand also auf der gewünschten Tagesordnung.

In keiner Sportgeschichte der DDR darf nun auch die Stasi, das MfS, fehlen, selbst wenn mancher gern gerade dieses Terrain von Mielkes Mannen freigehalten sehen möchte. Der Sportbereich gehörte angesichts seiner internationalen Dimension und auch der politischen Bedeutung zu den am intensivsten vom MfS überwachten gesellschaftlichen Feldern. Das ist hier nicht generell, sondern nur im Hinblick auf das Thema zu erörtern. Thomas Blees hat zur Überwachung der Fußballer Archivstudien angestellt, auf die ich mich hier stütze.

Am 14. Mai 1974 erließ Mielke einen Befehl, der diverse Maßnahmen für die Zeit der WM festlegte. Die Aktion trug den sinnigen Decknamen „Aktion Leder“ (mit dem Betreff: „Politisch-operative Sicherung der Teilnehmer der DDR an der X. Fußballweltmeisterschaft in der BRD und in Westberlin sowie der aus diesem Anlaß in die BRD bzw. nach Westberlin reisenden Touristen der DDR“). Die „Aktion Leder“ sollte am 12. Juni um 8 Uhr beginnen und am 8. Juli um 17 Uhr enden. Die inhaltlichen Ausführungen verweisen auf allerhand Kuriositäten, aber zeigen eben auch, wie weit entfernt von jeder Normalität die deutsch-deutschen Beziehungen damals waren. Alle beteiligten Haupt- und Bezirksverwaltungen erhielten Direktiven, was sie zu beachten und was sie zu beobachten hatten.<sup>10</sup> „Bestimmte Konzentrationen im Rahmen des Rentnerreiseverkehrs“ sollten erfasst werden, auf „Sportverräter“, die die DDR illegal verlassen hatten, sollte besonders geachtet werden und natürlich mussten die Nationalspieler gründlich observiert werden, ob sie als gefährdet galten. Georg

Buschner, der Trainer der DDR-Mannschaft, war nach Recherchen des erwähnten Journalisten Bles in der Gauck-Behörde seit 1969 als GMS („Gesellschaftlicher Mitarbeiter für Sicherheit“) mit dem Decknamen „Georg“ angeworben worden. Buschner selber hat jeden Kontakt zur Stasi bestritten. Zwei andere Fälle sind ebenfalls zu nennen: Bernd Bransch, Mannschaftskapitän, wurde seit 1971 einer „operativen Personenkontrolle“ unterzogen und verpflichtete sich 1975 als GMS bei der Stasi. Der Verteidiger Gerd Kische sollte ebenfalls gewonnen werden, lehnte dieses Ansinnen jedoch ab.

Was lässt sich über die westdeutsche Wahrnehmung des anstehenden Spiels mit der DDR sagen? Vorsicht ist gegenüber nachträglichen Beschönigungen geboten. Einerseits waren die Nachwirkungen des Kalten Krieges erheblich, andererseits gab es ein verbreitetes Desinteresse. Dafür typisch mag das Interview mit Paul Breitner sein, dem im übrigen damals der Ruch vorausoder hinterging, er sei Maoist. „Wenn jemand wie ich“, erklärte er, „in Bayern 1970 sein Abitur – noch dazu auf einem humanistischen Gymnasium – gemacht hat, dann hieß es für ihn, daß die Geschichte 1945 endet. Das heißt, der Geschichtsunterricht endete effektiv, in der 12. Klasse damals, im Jahr 1945, und es gab kein Danach. Es gab keine Ostzone, es gab keine DDR. Und so gesehen war oder ist für meine Generation oder zumindest für einen Teil die DDR immer das absolute Ausland gewesen. Und wenn es immer hieß: ‚unsere Brüder hinter der Mauer‘, dann hab ich immer gesagt: Leute, was soll diese Farce? ... Und so gesehen war das Spiel gegen die DDR für mich und für viele andere ein Spiel, wie wenn wir gegen Japan gespielt hätten, gegen Rußland oder gegen Tunesien oder egal wen. Ein ganz normales Länderspiel.“<sup>11</sup>

### III Das Spiel und das Tor.

Zunächst die Aufstellung:

Die DDR-Mannschaft (Bild oben, v. l.): Bernd Bransch, Jörgen Croy, Jürgen Sparwasser, Hans-Jürgen Kreische, Harald Irmscher, Gerd Kische, Lothar Kurbjuweit, Reinhard „Mäcki“ Lauck, Siegmund Wätzlich, Konrad Weise, Martin Hoffmann.

Die DFB-Elf (v. l.): Uli Hoeneß, Paul Breitner, Berti Vogts, Jürgen Grabowski, Wolfgang Overath, Gerd Müller, Heinz Flohe, Georg Schwarzenbeck, Bernd Cullmann, Sepp Maier, Franz Beckenbauer.



In einem 2004 erschienenen Aufsatz findet sich folgende bemerkenswerte Beobachtung zu den Spielern und zum Ambiente: „Rein optisch betrachtet war es eine ziemlich scheußliche Zeit, und die Fußballer machten da keine Ausnahme: Die Westdeutschen um Netzer – der bei diesem Spiel erst kurz vor Sparwassers Tor eingewechselt wurde – trugen ihre Haare modisch-halblang und die Koteletten ausgesprochen buschig, ihre ostdeutschen Gegenspieler favorisierten dagegen damals hoffnungslos altbacken aussehende Kurzhaarschnitte.“<sup>12</sup>

Das Foto bestätigt diese kühne Behauptung mitnichten und scheint mir eher auf eine nachträgliche Eintrübung des westlichen Blicks auf den Osten zu verweisen!

Ein für die politische Lage damals interessantes Detail ist dagegen die Einleitung der Reportage des ZDF-Reporters Werner Schneider. Er schickte der Übertragung ein Wort in eigener Sache voraus: „Wir sind uns alle darüber im klaren, daß wir uns (gemeint war: es; C. K.) bei diesem Spiel in der Namensbezeichnung der beiden Mannschaften nicht allen recht machen können. Alfred Tetzlaff, das Fernsehkehl, Sie kennen ihn ja, aus der Familiengeschichte, würde sicherlich nur das Wort ‚Zone‘ akzeptieren. Andere schreiben heute noch die DDR in Anführungsstrichen, oder sie hörten vielleicht am liebsten ‚Ostdeutschland‘ gegen ‚Westdeutschland‘. Nun, wir haben uns bei namhaften Wissenschaftlern deutscher Universitäten ... erkundigt, und sie sind fast einhellig der Auffassung, daß man in diesem Falle sich an das offizielle FIFA-Reglement halten soll, und da heißt es schlicht und einfach heute abend ... DDR gegen die Bundesrepublik Deutschland ... Auch das Wort ‚Nationalmannschaft‘ sollte heute abend nicht tabu sein, auch wenn wir uns im klaren sind, daß es zwei Nationalmannschaften einer Nation eigentlich und strenggenommen nicht geben dürfte.“<sup>13</sup>

Jetzt lediglich wenige Hinweise auf das Spiel und die Kommentierung des Tors durch Heribert Faßbender (NDR) und Heinz-Florian Oertel (DDR), die zumindest unterschiedliche Akzente in Form und Tonfall erkennen lässt.<sup>14</sup>

36. Minute, Faßbender: „Jetzt ein weiteres Zitat aus dem DDR-Schlachtenbummler-Schatz: 7, 8, 9, 10, Klasse. Ich muß dasselbe sagen wie im Berliner Olympiastadion: Klasse ist diese Partie noch nicht unbedingt. Wollen beide Mannschaften Kräfte schonen?“

40. Minute: Gerd Müllers Drehschuss aus 11 Metern setzt auf und springt an den Pfosten.

65. Minute, Faßbender: „Hören Sie mal den Jubel. Da macht sich Günter Netzer warm. Günter Netzer, der Nationalspieler der Bundesrepublik Deutschland, der so viel Publizität – positive wie negative – genoss wie niemand anders vor und sicherlich lange Zeit nach ihm. Es wird einmal sicherlich ein interessantes Thema für Soziologen sein zu untersuchen, warum.“

66. Minute: Erich Hamann wird für Harald Irmischer eingewechselt.

70. Minute: „Deutschland, Deutschland“-Anfeuerungsrufe auf den Rängen werden von den DDR-Touristen mit „DDR, DDR“ beantwortet.

Die Torszene in der 78. Minute bei Faßbender:

„Croy, der fängt ab und wirft ab. Wirft auf Hamann. Der Auswechselspieler von Vorwärts Ostberlin hat die Mittellinie überdribbelt. Sieht sich jetzt Beckenbauer gegenüber, zieht es vor steil zu spielen, auf Sparwasser, schöne Aktion, Schussmöglichkeit, und: Toooooor! Sparwasser, der Magdeburger, nimmt den Ball auf, zieht an Cullmann, Vogts und Beckenbauer vorbei und läßt Sepp Maier keine Chance. In der 79. Minute führt die DDR mit eins zu null.“

Die Szene bei Oertel: „Croy. Ohne Fehl und Tadel. Hoffentlich kann ich das auch, können wir das alle gemeinsam, liebe Zuschauer, nach 90 Minuten sagen. Sparwasser, Sparwasser, und: Tor! Jürgen Sparwasser aus Magdeburg. Hier, schauen Sie, unsere Touristen und unsere Spieler. Die Wiederholung. Noch einmal Achtung, liebe Zuschauer. Eine glänzende Aktion des Magdeburgers, schauen Sie, wie er den Überblick behält. Noch an dem vorbei, wie er sich die Schussposition schafft, vollendet. Eine meisterliche Aktion.“

#### **IV Reaktionen und Kommentare der Presse und prominenter und weniger prominenter Zeitzeugen sowie Interpretationsprobleme eines Zeithistorikers**

„Wo waren Sie, als das Sparwassertor fiel?“ Unter diesem Titel hat die Journalistin Elke Wittich 63 bunt zusammengewürfelte Interviews versammelt, von denen ich hier nur einige wenige erwähnen will.<sup>15</sup> Der am stärksten Betroffene war naturgemäß der westdeutsche Torhüter Sepp Meier. Seine ebenso lakonische wie plausible Antwort: „Blöde Frage. Am Boden war ich gelegen.“ Diffiziler fielen die Antworten der politischen Prominenz aus. Günter Gaus, seit wenigen Tagen Ständiger Vertreter der Bundesrepublik in Ostberlin, genügte nun im Hamburger Stadion seiner protokollarischen Pflicht, ebenso wie sein DDR-Pendant in Bonn, Michael Kohl, drei Plätze weiter: „Ein Tag wie geschaf-

fen für diplomatische Finesse; aber natürlich auch einer der diplomatischen Besorgnis.“ Auch der frisch gebackene Bundeskanzler Helmut Schmidt war dabei, um ein Zeichen zu setzen. Kohl-Ost konnte nicht mehr befragt werden. Dafür aber der Trainer der DDR-Mannschaft: Georg Buschner. Er spielte ebenso wie der Reporter Heinz-Florian Oertel das Ereignis systematisch herunter. Mit dem Tor begannen, so Oertel, die Legenden, die aus Übertreibungen und gezielten Absichten wachsen. „Ich teilte schon damals die Meinung von DDR-Trainer Georg Buschner, der nüchtern feststellte: ‚Wir haben ein wichtiges Spiel gewonnen, mehr nicht.‘“

Unwohl fühlte sich dagegen offenkundig Doris Gercke, damals Mitglied des Kreisvorstandes der DKP in Hamburg-Bergedorf. Sie hatte den Auftrag, für einen der Reisebusse aus der DDR eine Stadtführung zu organisieren und die Fans anschließend ins Stadion zu begleiten. Ihre Beschreibung: „Es war, ich hab's jedenfalls so empfunden, eine merkwürdige Stimmung um uns herum. Viel Bier wurde getrunken, die DDRler haben sich nicht gleich getraut, für ihre Mannschaft zu schreien. Aber irgendwann war dann alle Vorsicht vergessen. Ich hab' mich die ganze Zeit unbehaglich gefühlt und war froh, als die Sache vorbei war. Der Bus mit den zufriedenen DDRlern fuhr gleich nach dem Spiel nach Rostock zurück, und ich war erlöst.“

Schließlich der Held selber: „Aufregend war das Spiel vor allem für die Funktionäre in Ost und West“, so Sparwasser. „Von seiten der Politik und der Medien wurde ein wahnsinniger Wirbel darum gemacht – es war schließlich das erste und einzige Mal, daß die beiden deutschen Staaten bei einem Fußballspiel aufeinandergetroffen sind. Im Westen war man ohnehin fest davon überzeugt, daß die DDR nicht gewinnen könne – die BILD- Zeitung hat ja auch am Spieltag selbst einen entsprechenden Artikel veröffentlicht, ‚Warum wir heute gewinnen‘, und hat versucht, die Zusammenstellung der Spieler zu analysieren. Mein Gegenspieler Schwarzenbeck wurde als Techniker beschrieben, ich als hölzern bezeichnet. Aber, so blöd das klingen mag, für uns war es ein ganz normales Länderspiel wie jedes andere auch.“ Zweifel sind auch hier – ähnlich wie an der Klassenkampf-Etikettierung – erlaubt. Allerdings betonte Sparwasser wohl zu Recht die gute Stimmung im Stadion und die Fairness des Hamburger Publikums, die auch von anderen Beobachtern bestätigt wurde.

Schließlich noch als Marginalie und als Stimme für die politisch engagierte literarische Intelligenz Günter Grass. Er wurde zwar nicht interviewt, notierte

aber aus der Rückschau in seinem collageartigen autobiografischen Buch „Mein Jahrhundert“ zum Jahr 1974 die treffliche Paradoxie: „1:0 für Deutschland. Für welches? Für meines oder meines? Ja, ich habe wohl in meiner Zelle Tor, Tor, Tooor gebrüllt, aber zugleich schmerzte mich der Rückstand des anderen Deutschland.“<sup>16</sup> So viel zu den Seelenqualen eines politisch engagierten späteren Literaturnobelpreisträgers.

1954 waren ohne Frage im kollektiven Begeisterungsrausch auch die DDR-Bürger Weltmeister geworden. Aber wie war das 1974? Die Frage lässt sich leider gar nicht, zumindest nicht einfach beantworten. Es gab DDR-Bewohner, die Sparwasser insgeheim verfluchten, es soll sogar Fälle von Gewalttätigkeit gegen die Fernsehgeräte gegeben haben. Aber mindestens ebenso häufig dürften Genugtuung und vielleicht auch eine gewisse Häme gegenüber den tatsächlich oder angeblich arroganten Weltmeister-Favoriten, die nun eins auf die Mütze bekommen hatten, gewesen sein. Umfragen oder sonstige Daten gibt es dazu aber nicht, wir sind im Grunde auf plausible Spekulationen angewiesen, was ja legitim ist.

Der DDR-Fußball als Indikator für gesamtdeutsche Identität im Kalten Krieg und dann auch für erodierende Identität im Zuge der Entspannung – das ist durchaus ein ernsthaftes Thema. Es fördert bei näherem Hinsehen die gleichen diffusen, generationsspezifisch und politisch differenzierten Befunde zu Tage, mit denen sich seit je Historiker und Sozialwissenschaftler herumzuschlagen hatten, wenn sie wissen wollten, wie stark die Loyalität von DDR-Bürgern zu ihrem ungeliebten Staat war und wieviel gesamtdeutsche Identifikation es noch gab.

Ich könnte mir die Sache einfach machen, die Charakterisierung als Klassenkampf als gänzlich überzogen darstellen und für eine völlig unspektakuläre Einordnung plädieren. Das „Neue Deutschland“ hätte ich dabei durchaus auf meiner Seite. Das sonst um grobe Polemik nie verlegene Zentralorgan der SED berichtete geradezu erschreckend nüchtern über das Spiel, den Sieg der DDR-Mannschaft als Leistung des Kollektivs, aber später auch über den verdienten WM-Titel der bundesdeutschen Mannschaft. Es würdigte die taktische Leistung von Sparwasser, betonte dann jedoch: „Aber der Sieg ist vor allem Verdienst eines sich prächtig steigernden Kollektivs, das in diesem Spiel seine bisher beste Leistung beim Weltmeisterschaftsturnier erreichte.“ Im Sportteil entzauberten „unsere Jungen“ die Bundesliga-Stars Beckenbauer, Overath, Netzer und Müller

und verdarben der BILD-Zeitung ihr Favoriten-Konzept. „Selten so viele Fehl-pässe und schnörkelhafte Aktionen“ lautete das Resümee, ergänzt von Kommentaren aus polnischen, niederländischen und britischen Zeitungen.<sup>17</sup> Auch Helmut Schöns Kommentar zum Spiel wurde wiedergegeben: „Wir sind an einer gut spielenden DDR-Mannschaft gescheitert, deren Stärke in ihrer Ausgeglichenheit liegt.“

Im übrigen sollte man zur richtigen Gewichtung auch darauf verweisen, daß das ND an diesem Tag den Sieg zwar auf der ersten Seite unten brachte, aber keineswegs als Titel-Schlagzeile. Die galt am „Tag des Bauarbeiters“ dem „Dank an die Bauschaffenden für ihre großen Leistungen“.

War das Spiel nun Klassenkampf oder ein ganz normales Match?

Man kommt nicht um einen überraschenden Befund herum, der nach Interpretation verlangt. Vor dem Hintergrund jahrelanger erklärter politischer Feindschaft und trotz neuer Ostpolitik gespannter und mühsamer innerdeutscher Beziehungen, angesichts der spektakulären Guillaume-Affäre, die immerhin einen Kanzlersturz ausgelöst hatte, wären unschöne Begleiterscheinungen vor und auf dem Fußballfeld und nach dem Match durchaus zu erwarten gewesen. Es gab sie aber nicht. Zwar hatte BILD, wie bereits zitiert, am Tag vor dem Spiel getitelt „Warum wir heute gewinnen“. Aber diese Sorte nationaler Großmäuligkeit fiel bei BILD nicht aus dem Rahmen. Man kann es den ausgesuchten DDR-Fans nicht verübeln, dass sie diese Schlagzeile vor der Rückfahrt hämisch aus dem Zugfenster hielten, als die Sache anders ausgegangen war, auch wenn dieses Springer-Blatt sonst nicht zur lizenzierten Lektüre von DDR-Bürgern gehörte. Auf der gleichen Linie penetranter Überheblichkeit lag dann die Schlagzeile nach der Niederlage: „So nicht, Herr Schön!“ Aber ansonsten gab es kaum nennenswerte Entgleisungen.

Ein eher abstruses Beispiel von nachträglicher Kommentierung bot der 1933 geborene Sportjournalist Horst Vetten. Er verwies auf das Morgengrauen des 22. Juni 1941, als Hitler den Angriff auf die SU eröffnete und die Nation erbeute. „Auf den Tag genau 33 Jahre danach, in der Abenddämmerung des 22. Juni 1974, zeitigte das Ereignis eine Spätfolge. In Hamburg gürteten sich höchste Repräsentanten der durch das ‚Unternehmen Barbarossa‘ entstandenen beiden deutschen Staaten auf jenem Feld zum Streite, das in der Vorstellungswelt des Volkes dem der Ehre nicht unähnlich ist: auf einer Fußballwiese.

Abermals erbebe die Nation, diesmal in zwei Teilen.“<sup>18</sup> So etwas kann offenbar passieren, wenn man alle historischen Dimensionen für einen vermeintlichen Knüller durcheinander bringt!

Wirklich interessant ist der Kommentar der FAZ, hinter der auch damals bekanntlich stets ein kluger Kopf steckte. Ich möchte daraus etwas ausführlicher zitieren, weil darin eine intelligente und treffende politische Analyse sichtbar wird. In gebührendem zeitlichem Abstand, nämlich am 28. Juni, erschien der politische Hauptkommentar auf der ersten Seite unter dem Titel „Das Politische an der 78. Minute“. Verfasser war Hermann Rudolph, gebürtig aus der DDR und ein guter Kenner der DDR, seit 1970 Mitarbeiter der politischen Redaktion der FAZ. Der Kommentar galt weniger den Folgen des Schusses von Sparwasser als den Folgen, die ausblieben. Nicht nur benahm sich – so der Kommentator – das ND zurückhaltend, auch die Begeisterung der DDR-Bevölkerung hielt sich in Grenzen. Das war alles andere als selbstverständlich in einem Land, in dem der Sport hochgradig politisiert und der Fußball zugleich der Fußkranke des Spitzensports war. Jetzt aber schien der Durchbruch zum Weltniveau gelungen. Denn bis dato galt beim Fußball noch „die Alleinvertretung seligen Angekens: der deutsche Fußball war der westdeutsche Fußball, und der DDR-Fußball war eine eher provinziell Randerscheinung.“ Weshalb also keine Euphorie und kaum Schadenfreude? fragte Rudolph.

Seine Antwort verwies zwar zunächst auf den „etwas beengten Lebenszuschnitt“ und die fehlenden emotionalisierenden Tiefschläge der Massenpresse. So hielten sich kollektive Erregungszustände in Grenzen. Aber die Gründe reichten tiefer. Das Verhältnis zum Sport sei sachlicher geworden, und auch die Leute hätten angesichts der ständigen Indienstnahme des Sports für die Politik ein eher nüchternes Interesse am Sport entwickelt. „Und daß die DDR-Oberen Sparwassers gekonnten Schuß bislang weder für den Sozialismus und die konsternierte Abwehr der Bundesrepublik für den Kapitalismus reklamiert haben, mag wohl Hinweis darauf sein, daß ihnen dieser Zusammenhang aufgegangen ist.“ Vor einigen Jahren wäre das vermutlich noch anders gewesen. Nun aber, so Rudolphs Argument, ließ sich die Normalität einer sportlichen Auseinandersetzung bereits als Spiegel der relativen Normalität im deutsch-deutschen Verhältnis und schwindender nationaler Affekte verstehen. Das pointierte Fazit: „Der Magdeburger schoß sich (mit seinem Tor) in die gesamtdeutsche Fußballgeschichte, als diese dabei war, zu Ende zu gehen.“

Das war ohne Frage ein treffendes Urteil und könnte ein guter Schlusssatz sein. Es deutete die Schwierigkeiten an, die Reaktionen der geteilten Nation auf das sportliche Zusammentreffen zweier deutscher Nationalmannschaften zu erfassen und einzuordnen. Das Ausmaß der kleinkarierten Abgrenzung in der SED-Deutschlandpolitik unter neuen Bedingungen und die Mühsal der relativen Normalisierung waren zu dieser Zeit möglicherweise noch kaum absehbar, wurden aber bald sichtbar. Im gleichen Jahr noch tilgte die SED den Begriff „deutsche Nation“ aus der Verfassung, nachdem sie bereits zuvor nach Kräften alle noch bestehenden gesamtdeutschen Institutionen aufgelöst hatte. Sie kreierte eine vom Westen strikt abgegrenzte „sozialistische Nation“, die sich allerdings schnell als Totgeburt herausstellen sollte. Die These vom Beitrag zur gesamtdeutschen Fußballgeschichte in deren Auflösungsphase scheint mir am ehesten die Widersprüchlichkeit und Ambivalenz unseres Themas auf den Punkt zu bringen. Daher sind – mit Ausnahmen – auch keine wirklich eindeutigen Reaktionen des Fußvolks auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs auszumachen.

Abschließend zurück zum Fußball jenseits der Politik.

Wie sahen die Folgen des keineswegs welthistorischen Tors im engeren Sinne aus?

Hat Sparwasser den WM-Titel für den „Klassenfeind“ erst ermöglicht? Sepp Meier und Günter Netzer haben das im wesentlichen so gesehen. Es fehlte auch nicht an Verdächtigungen, die westdeutsche Mannschaft habe absichtlich die Niederlage provoziert, um in die für sie bessere Gruppe bei den nächsten Spielen zu kommen. Das ist sicherlich Unfug. Schließlich wäre Gerd Müllers Schuss vor die Latte um Haaresbreite im Tor gewesen.

Bemüht man die seit dem Ende der DDR aus der Mode gekommene Dialektik, so hat sicher der DDR-Sieg Helmut Schöns Elf mit zum WM-Titel verholfen. Aber gewollt hat das so niemand, eine Verschwörung gab es ebenfalls nicht und trotz Fußballbeschluss des Politbüros auch keinen Klassenkampf. Die Wessis waren am 22. Juni 1974 schlecht drauf, die Osis dagegen gut und haben Glück gehabt, auch wenn das Spiel insgesamt von Kennern der Materie keineswegs als herausragend beurteilt worden ist. Zwar hatte der DDR-Fußball längst aufgeholt und sich dem gewünschten ominösen „Weltniveau“ angenähert, was die westdeutschen Favoriten schmerzlich zu spüren bekamen. Trotz aller hier dargestellten besonderen Rahmenbedingungen und Begleiterschei-

nungen gehörte dennoch auch zur innerdeutschen Fußballgeschichte ein spielerisches Element mit Überraschungen, was leider heutzutage bei der Kommentierung von Fußballspielen immer mehr zugunsten pseudo-wissenschaftlicher Analysen in Vergessenheit gerät. Sparwassers Tor war solch eine Überraschung. Allerdings habe ich bei der Beschäftigung mit dem Thema auch den Eindruck gewonnen, dass die Mythenbildung und die verstärkte Bedeutungszuweisung beim Sparwassertor – ähnlich übrigens wie 1954 – erst viel später, vielleicht sogar erst nach der Wiedervereinigung, einsetzten, während beide Seiten 1974 schnell zur Tagesordnung übergingen und der WM-Sieg der westdeutschen Mannschaft ohnehin den kurzzeitigen Schock der blamablen Niederlage vergessen ließ.

Ein Nachspiel hatte das Hamburger Spiel nach dem Ende der DDR in Berlin. Christoph Dieckmann, ZEIT-Redakteur, notorischer Fußball-Fan und Sprössling einer DDR-Pastorenfamilie hat dazu 1994 eine amüsante Erinnerungs-Reportage geschrieben. Doch dieses Satyrspiel nach der vermeintlichen Tragödie ist eine neue Geschichte, die nachlesen sollte, wer mag.<sup>19</sup>

## Anmerkungen

- 1 Thomas Bles, 90 Minuten Klassenkampf. Das Länderspiel BRD – DDR 1974, Frankfurt/M. 1999. Auf dieses Buch stützen sich die folgenden Ausführungen vor allem. In den Anmerkungen nachgewiesen werden nur Zitate.
- 2 „Tagesspiegel“ vom 9.12.2005.
- 3 Zit. bei Bles, S. 113.
- 4 Zit. bei Jutta Braun/René Wiese, DDR-Fußball und gesamtdeutsche Identität im Kalten Krieg, in: Historical Social Research 30 (2005), S. 191–210, hier: S. 192.
- 5 Zit. bei Horst Friedemann (Hg.), Sparwasser und Mauerblümchen. Geschichte des Fußballs in der DDR 1949–1991, Essen 1991, S. 9.
- 6 Text des Beschlusses bei Hans Joachim Teichler, Die Sportbeschlüsse des Politbüros: eine Studie zum Verhältnis von SED und Sport mit einem Gesamtverzeichnis und einer Dokumentation ausgewählter Beschlüsse, Köln 2002, S. 573 ff.
- 7 Zit. bei Braun/Wiese, S. 199.
- 8 Ebd., S. 206.
- 9 Text bei Bles, S. 41 ff.
- 10 Bles, S. 69 ff. Eine ausführliche Untersuchung zur Thematik stammt von Hanns Leske, Mielke, die Stasi und das runde Leder, Göttingen 2004.
- 11 Zit. bei Bles, S. 80 f.

- 12 Elke Wittich, Doppelte Mauer – doppeltes Tor. Die Bundesrepublik zwischen der DDR und den Niederlanden. Betrachtungen zum Sparwasser-Tor von 1974, in: Deutschland Archiv 37 (2004), S. 399–404, hier: S. 399.
- 13 Zit. bei Blees, S. 101 f.
- 14 Ablauf und Kommentare bei Blees.
- 15 Elke Wittich (Hg.), Wo waren Sie, als das Sparwassertor fiel? München 2000.
- 16 Günther Grass, Mein Jahrhundert, Göttingen 1999, S. 277.
- 17 „Neues Deutschland“ vom 23. 6. 1974.
- 18 Zit. bei Blees, S. 89.
- 19 Christoph Dieckmann, Der Bundesadler auf dem Broiler-Grill. Das zweite Länderspiel DDR – BRD, in: Christoph Dieckmann, Hinter den sieben Bergen. Geschichten aus der deutschen Murkelei, München (dtv), 2000, S. 123–127.

---

# Nation im Glück

---

## Das „Wembley-Tor“ von 1966

---

„Yes. – No. – The Linesman says no. – It's a goal.“ Kenneth Walstenhome, erfahrener Fußballkommentator der BBC, wirkt konfus. Soeben hat ein später von allen Seiten als „fulminant“ gewerteter Schuss von Geoffrey Hurst seinen Weg Richtung Tor genommen. Ob er sein Ziel regelgerecht fand, teilte Spieler, Schiedsrichter und Zuschauer umgehend in verschiedene Lager. Doch nach Rücksprache mit seinem Linienrichter entschied Schiedsrichter Dienst auf Tor. Im Endspiel um die Fußball-Weltmeisterschaft in England 1966 stand es 3:2. Hatte der Ball bei seinem Weg von der Latte aus die Torlinie tatsächlich in vollem Umfang überschritten? Auf englischer Seite kamen nur selten Zweifel daran auf. Deshalb ist das „Wembley-Tor“ selbst fußballinteressierten Engländern bis heute kein Begriff. Im medialen Gedächtnis der WM wird der Sieg vor allem mit Hursts drittem Treffer zum 4:2-Endstand assoziiert, verbunden mit Walstenhomes Schlusssatz: „Some people are on the pitch. They think it's all over. It is now.“

Was Grundlage eines nationalen Mythos hätte werden können, verschwand rasch im Dickicht des *declinism* in Großbritannien – d. h. einer seit dem Ende der fünfziger Jahre auszumachenden pessimistischen Grundstimmung des britischen Abstiegs, die mit der Auflösung des Empire, wirtschaftlichen Krisen und der Wahrnehmung von Modernisierungsrückständen wenig Anlass zu nationaler Euphorie gab. Spätestens mit dem Ausscheiden der englischen Nationalmannschaft bei der WM 1970 in Mexiko gegen die Bundesrepublik hatten sich die Begeisterungsressourcen des Erfolgs von 1966 erschöpft, zumal sich die

Engländer ohnehin nicht am Spiel von „Ramseys Robotern“ erwärmen konnten. Es bestätigte viele Engländer in ihrer ohnehin weit ausgeprägteren Liebe zu ihrem lokalen Verein, die immer schon, vor allem im Norden des Landes, Ausdruck gegen Zentralismus und die Dominanz Londons war. „Wembley“ war als Stadion das Symbol dieses Konflikts schlechthin, weil im jährlich hier ausgetragenen FA-Cup-Finale „der Norden“ in der englischen Hauptstadt einfiel. Wichtige, umstrittene, bedeutsame Wembley-Tore gab es in dieser Konstellation viele. Noch bei einem der englischen WM-Spiele, die alle im Wembley-Stadion ausgetragen wurden, bekundete ein Plakat: „Next to Liverpool – England are the Greatest“.

Das eine „Wembley-Tor“ war nur in der Bundesrepublik wirklich von Bedeutung. Zwar konnte sich Bundespräsident Heinrich Lübke ganz unpatriotisch erinnern, den Ball eindeutig „im Netz zappelnd“ gesehen zu haben, aber Spieler, Reporterschaft und Fußballprominenz waren anderer Ansicht. Vor allem wurden Linien- und Schiedsrichter gescholten, ihre Entscheidung auf Sprachbarrieren, begrenzten Sachverstand und den Heimvorteil der Engländer zurückgeführt. Bereits am Tag nach dem Spiel wusste Bild am Sonntag das 3:2 als das am meisten diskutierte und umstrittenste Tor der Fußballgeschichte einzuordnen. Uwe Seeler bekannte 1967, seit dem Endspiel sei einige Zeit vergangen, „doch das berühmte dritte Tor [...] bleibt unvergessen“. Ein Vierteljahrhundert später titelte die Frankfurter Rundschau am 13. Juni 1992: „Das dritte Ei – sieben Sekunden, die uns mehr bewegten als der Mord an John F. Kennedy“.

Inzwischen scheint sich die Bedeutung von „'66“ verkehrt zu haben: In einer Tourismuskampagne warb die Bundesregierung mit Geoffrey Hurst vor der WM 2006: „I might have scored three times in '66, but for some things you just can't beat the Germans.“ Drückt das eine gewisse ironische Distanz auf beiden Seiten aus, waren die überhöhten Aussichten auf einen zweiten WM-Gewinn der Engländer 2006 an eine nostalgische Überhöhung ihres bislang einzigen Turniererfolgs gebunden. Bereits bei der Europameisterschaft im eigenen Land 1996 hatte der WM-Sieg als mythischer Grundtext einer nationalistischen Kampagne der Boulevardmedien gedient.

Hier das Wembley-Tor, dort der WM-Erfolg sind konjunkturabhängig und keineswegs kontinuierlich mit nationalen Bedeutungen aufgeladen worden, die über das Spiel als Ereignis und seine Erklärung hinausgehen. Fußballspiele mutieren zu Bühnen für soziale Identitätsprozesse, bei denen Zugehörigkeits-

momente, Selbstwertgefühle und Gegenwartsdeutungen verhandelt werden. Fußball hat sich im 20. Jahrhundert als Ritual in die Gesellschaft eingeschrieben, auch wenn sich dessen vermeintliche Bedeutsamkeit nicht mit der tatsächlich viel geringeren politischen Relevanz deckt. Aber gerade diese Diskrepanz verweist auf den kompensatorischen und komplementären Effekt von Fußball. Vor allem aufgrund der Ökonomisierung handelt es sich lange schon nicht mehr nur um ein „Spiel“, aber welche Rolle Fußball für die Entwicklung von Populärkultur, die Kulturen der „feinen Unterschiede“ (Pierre Bourdieu) und insbesondere für Identitätsprozesse spielt, ist bislang kaum historisch bekannt. Die WM von 1966 stellte in dieser Perspektive einen Wendepunkt dar, weil sie als Auftakt zu den späteren Live-Weltmeisterschaften an öffentlicher und kommerzieller Bedeutung gewann. Welche Deutungsmuster formten das Bild des englisch-deutschen Endspiels mit seinem dramatischen Höhepunkt in der 101. Minute?

### **I. Deutungen vorab: Diskursive Rahmungen des Endspiels**

Die Erwartungshaltungen in England waren vor der WM im eigenen Land hoch. Zwar war die Nationalmannschaft aus dem „Mutterland des Fußballs“ zuvor nie über das Viertelfinale eines Turniers hinausgekommen, aber Alfred Ramsey hatte bei Übernahme des Traineramts 1963 den Titelgewinn zum Ziel erklärt. Die überhaupt erst dritte Heimmiederlage im Wembley-Stadion gegen Österreich im Oktober 1965 hatte Kritiker und Fans in Verzweiflung gestürzt, aber mit Siegen in den Monaten vor dem Turnier war das Selbstvertrauen der Mannschaft deutlich gestiegen. Die Haltung von Medien und Fans blieb skeptisch. Nach Buhrufen im Eröffnungsspiel kam die Wende erst mit dem Halbfinale gegen Portugal. So wertete der Daily Express am 27. Juli die Führung in der 31. Minute als „moment of truth“, mit dem diejenigen, denen der Atem ob des Schicksals der englischen Mannschaft gestockt habe, wieder an sie zu glauben begonnen hätten. Endlich könne der „krankmachende Ärger“ über so viele schwache Spiele zuvor vergessen werden. Am nächsten Tag erklärte der Daily Mirror die Spieler zu „England's ‚Glory Boys‘“. Vor dem Endspiel standen die Wetten deutlich auf Sieg, die Presse plante bereits den Triumphzug durch die Stadt. Rudi Michel ging darauf in seinem Fernsehkommentar ein: „Wir nehmen so etwas gelassen.“ Wie zwölf Jahre zuvor seien die Deutschen Außenseiter.

„Hoffnungen und Kombinationen daraus überlasse ich Ihnen.“ Nationaler Euphorie auf der einen Seite stand damit bereits vor dem Anpfiff eine Rhetorik von Glück und Zufall des Außenseiters gegenüber. Das hat die späteren Wahrnehmungen von Spiel, Ergebnis und „Wembley-Tor“ präformiert.

Bis zum Finale spielte das Verhältnis zwischen England und Deutschland keine Rolle. Viel wichtiger waren Kolonialismus, Kommunismus und kulturelle Konflikte zwischen Europa und Lateinamerika. Eusebio zog als Portugals Star viel Aufmerksamkeit auf sich, mithin auch seine Herkunft aus der portugiesischen Kolonie Mozambique; Nordkorea war die Überraschungsmannschaft und verkörperte zusammen mit der Sowjetunion den kommunistischen Part. Doch alles wurde überschattet von den Spielen europäischer gegen lateinamerikanische Mannschaften. Das Viertelfinale zwischen England und Argentinien wurde zum Skandal: Nach wenigen Minuten fühlten sich die Engländer durch zahlreiche Fouls ihrer Gegner provoziert, die ihr direktes, technisch überlegenes Kurzpassspiel mit überzogenem körperlichen Einsatz verbanden. Ramsey verbot seinen Spielern nach dem Schlusspfiff den obligatorischen Trikottausch und bezeichnete die Argentinier anschließend als „Tiere“. Auch die News of the world rühmte Englands Größe gegenüber den „wilden Bullen der Pampa“.

In diese Abwertungen spielte viel hinein: Ramseys Versuch etwa, den englischen Fußball mehr nach System spielen zu lassen, zugleich ein Behaupten englischer Männlichkeitswerte gegenüber den als spielerisch, hedonistisch und effeminiert empfundenen Argentinern. Englische Fußballoffizielle forderten Ende der sechziger Jahre, die Fußballregeln zu vereinheitlichen und ihnen Geltung zu verschaffen: Wer sie nicht befolge, solle „als Krimineller und Missetäter gebrandmarkt werden“, hieß es im World-Cup Report 1966. Da auch das Halbfinale zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion durch zahlreiche Fouls, Nickeligkeiten und Schauspielereien belastet war, erhielt das Endspiel einen ganz anderen Subtext als den des deutsch-englischen Gegensatzes: „Regelwidrigkeiten“ im Spiel wurden zum Leitthema. Rudi Michel drückte seine Hoffnung aus, nicht erneut ein von Protest, Theatralik und körperlicher Härte geprägtes Spiel sehen zu müssen. Gerade die deutschen Spieler sollten sich ihrer Bedeutung für das nationale Ansehen bewusst sein und die englischen Zuschauer nicht verärgern.

Michel spielte damit natürlich auch auf den Heimvorteil der Engländer an. Diese glaubten, so die Frankfurter Allgemeine Zeitung am 30. Juli, an Wembley

„wie an einen Talisman“. Seit seinem Bau 1923 war das Wembley-Stadion Austragungsort der Spiele der englischen Nationalmannschaft. Während mühsame Anreise und antiquiertes Arrangement der Stimmung eher abträglich waren, entwickelte sich im Stadion seit jeher eine besondere, bisweilen ekstatische Atmosphäre, die mit dem ansonsten hinsichtlich patriotischer Äußerungen eher zurückhaltenden englischen Stil brach. Auch vor und während des Endspiels ereignete sich diese Verwandlung, wie Geoffrey Green für die Times berichtete: Vom frühen Nachmittag an sei die Stimmung „electric“ gewesen. „It fairly crackled.“ Geschwenkte Fahnen, Nationalhymnen, der Lärm: „High in the stands there came the beating of a drum, a deep, pulsating thud, almost tribal.“ Schon vor dem Spiel verwandelten sich die Zuschauer in einen gemeinsam schwingenden und klingenden Gemeinschaftskörper auf Zeit.

Kritiker der Weltmeisterschaft befanden nicht nur angesichts solcher Wahrnehmungen und emotionalen Zustände, die Versuche, die beste Fußballmannschaft der Welt zu ermitteln, endeten „mit erschreckender Regelmäßigkeit in einem Völkerzwist“ – so Fritz Wirth am 1. August in der Welt. Doch solange England und die Bundesrepublik in getrennten Gruppen spielten, waren die englischen Berichte über das deutsche Spiel eher positiv. Von einer „Superschau der Fußball-Wissenschaft“ sprach der Daily Sketch, von „brillantem Angriffsfußball“ der Daily Express. Erst als sich ein mögliches Endspiel gegen die Deutschen abzeichnete, änderte sich das. Vor allem die englische Boulevardpresse warf sich nun auf die „Teutonen unter ihrem Oberbefehlshaber Schön“, aber auch die Times verfiel in krieglerische Rhetorik, als sie das Spiel gegen die Sowjetunion als „battle of dreadnaughts and of heavy armor“ beschrieb.

Deutschen Reportern missfiel dieser nationalistische Unterton oder das, was sie dafür hielten. TV-Kommentator Werner Schneider befand, die Engländer behandelten einen Sieg im Fußball wie den Gewinn einer Schlacht im Krieg. Rudi Michel mahnte sich selbst immer wieder zu Sachlichkeit und Nüchternheit: Es sei nur ein Spiel. Diese proklamierte, aber nicht immer eingehaltene Zurückhaltung hatte sich in den Reportagen zur WM 1954 etabliert, als sie noch häufiger als 1966 mit Hinweisen auf die nationale Reputation der Bundesrepublik verbunden war. Werner Schneider erklärte die Unterschiede zwischen deutschen und englischen Beobachtern mit dem Krieg: Womöglich hätten die Deutschen ihre Lektion aus dem Krieg gelernt und seien sich deshalb mehr als andere bewusst, wie verrückt es sei, Fußball mit Nationalismus zu verbinden.

Natürlich lag in solchen Urteilen eine gewisse nationale Überheblichkeit, da man in der eigenen Sachlichkeit einen höheren Zivilisationsstandard zu erkennen glaubte. Angesichts der hohen Kontinuität von ehemaligen Kriegsberichterstattem im bundesdeutschen Sportjournalismus, der erst mit den sechziger Jahren zurückzugehen begann, war die Aufforderung zur Selbstrücknahme auch Teil einer Vergangenheitspolitik, die nach außen akzeptable Standards setzte und nach innen selbst jene integrierte, deren Kommentare noch immer von Kriegsemanik geprägt waren. Doch auch unterhalb dessen war die deutsche Presse keineswegs „neutral“: Eine Auswertung von Zeitungskommentaren zu den vier Weltmeisterschaften bis 1966 ergab eine zumindest deutschnahe, bisweilen auch tendenziöse Berichterstattung, die mit der WM in England eher noch zugenommen hatte. So wurden signifikant mehr Regelwidrigkeiten der anderen Seite genannt, die der Deutschen hingegen heruntergespielt. Ausländer galten insgesamt als deutlich weniger fair. Wurde Aggression explizit beschrieben, fanden sich darin vor allem die Gegner als regelwidrige Akteure wieder. Strafen fanden vor allem Berücksichtigung, wenn sie sich an die gegnerischen Mannschaften richteten. Andererseits wurden die Aktionen der deutschen Mannschaft viel detaillierter und personengebundener dargestellt.

Allerdings waren Wir-Nennungen und damit auf Identifikation angelegte Berichte 1966 gegenüber den vorherigen Turnieren zurückgegangen. Auch fanden sich durchaus kritische Berichte, etwa zum Spiel gegen die Sowjetunion. Trotz Sätzen von Rudi Michel wie „aufstehen, kämpfen, weiter“ war auch die Kriegsrhetorik in den Zeitungen nicht übermäßig auffällig, wenn sie auch mit Erfolgen zunahm. Möglicherweise war die Funktion des Fußballs als Kompensation für fehlende Identitätsstiftungen nicht mehr so groß wie in den fünfziger Jahren. So schob sich auf der deutschen Seite gegenüber der Betonung eigener Größe der Hinweis auf den Verfall der englischen Fairness in den Vordergrund. Die Kritik zielte auf einen der Kernpunkte englischer Selbstwahrnehmung, legte zugleich aber schon die Spur für spätere Erklärungen der Niederlage. Noch vor Beginn des Spiels stand es damit unter dem Stern, vielleicht mehr als nötig mit Glück und Gerechtigkeit verbunden zu sein. Auf dem Platz hatten die deutschen Spieler mit dem Nachteil zu kämpfen, als Außenseiter eingestuft worden zu sein. Ihre spätere Niederlage hatte zumindest ihre diskursive Rahmung schon vor dem Spiel gefunden.

## II. Uneinige Zeugen: Das „Wembley-Tor“

Am 30. Juli 1966 warteten 93 000 Zuschauer im Londoner Wembley-Stadion auf den Anpfiff des WM-Endspiels. Auf dem Rasen ging es weitaus weniger spektakulär und zeremoniell zu als heutzutage. Als die Queen ihre Ehrentribüne betrat, tänzelten die Spieler gelangweilt auf dem Rasen, bei der Nationalhymne sangen sie nicht mit. Unmittelbar vor dem Anpfiff noch bereiteten sich die Spieler mit allerlei Bällen auf dem Platz vor, der Ball selbst war noch aus Leder und damit weitaus schwerer als in diesen Tagen, das Spieltempo deutlich langsamer. Schwere Fouls waren selten, theatralisches Fallen kam erst in diesen Jahren auf und fand heftige Kritik vor allem in England: Der englische Fußball hütete Traditionen eines maskulinen, körperbetonten Spiels, die sich Ende des 19. Jahrhunderts als Leitwerte des Fußballs mit Werten imperialer Dominanz verschmolzen hatten.

Entgegen einem solchen „authentischen“ Spiel standen gleich vier der sechs Tore im Verdacht, nicht regulär gefallen zu sein. Unstrittig war dies für das deutsche 1:0, aber bereits der englische Ausgleich fiel aus abseitsverdächtiger Position. Beim Ausgleich der Deutschen in allerletzter Spielminute protestierten die Engländer gegen eine zuvor ergangene Freistoßentscheidung. Das 4:2 fiel, als nicht klar ersichtlich war, ob Schiedsrichter Dienst bereits abgepfiffen hatte und bereits mehrere Zuschauer auf dem Feld herumliefen. Aus englischer Sicht war der späte deutsche Ausgleich, dem die Verlängerung folgte, der moralische Wendepunkt des Spiels. Aus der als ungerecht empfundenen Behandlung gewannen die englischen Spieler in den Augen der Reporter die nötige Kraft für die Verlängerung. David Miller vom Sunday Telegraph sah seine Landsleute, den verdienten Sieg schon fast in Händen und dessen brutal beraubt, in der Verlängerung wieder auferstehen. Hursts Tor zum 3:2 war somit eine Genugtuung und Ausdruck englischer Willensstärke, ganz im Sinne der englischen Deutung des Spiels, die ihre eigene Mannschaft gerade in diesen Punkten als überlegen eingestuft hatte. Unter der Überschrift „England surmount final test of morale“ erklärte die Times am 1. August 1966 den Sieg in der Verlängerung zum exemplarischen Ausdruck einer kollektiven Moral. Von England als Mannschaft oder Nation zu reden wurde austauschbar.

Wie schon im Vorfeld, so blieben auch die Gesamtkommentare zum Endspiel und zum 3:2 durch eine Semantik von Gerechtigkeit und Genugtuung

auf der englischen, von Glück und Ungleichbehandlung auf der deutschen Seite überformt. Das 2:2 vor Augen, schrieb Brian Glanville für die Sunday Times, nach 100 Minuten „justice was belatedly done; England scored again“. Nach dem ungerechtfertigten deutschen Ausgleich sei alles möglich gewesen, doch schließlich habe der Schiedsrichter auf Tor entschieden. Die kollektive Erleichterung wurde hier nicht an die Qualität des Spiels, des Spielzugs oder des Schusses gekoppelt, sondern an den erlösenden Moment der Entscheidung. Es gab jedoch auch nüchterne Spielbeschreibungen des Tors, so etwa im Observer: „When the ball went across Hurst resolutely worked for a clear view of the goal. His rising right foot shot on the turn from ten yards was pushed against the underside of the crossbar by Tilkowksi and when it bounced the England players appealed as one man for a goal.“ Der Kommentator überließ die Entscheidung wie in der Wirklichkeit dem Schiedsrichter.

Tatsächlich kommentierten einige neutrale Beobachter im Nachhinein, es wäre ein „Elektronenauge“ nötig gewesen, um genau zu sehen, wo der Ball landete. Bereits vor dem Endspiel und der WM hatte es mehrere Aufsehen erregende Torsituationen gegeben: Im Halbfinale gegen die Sowjetunion hatte Beckenbauer mit einem Weitschuss zum 2:0 getroffen, der auch von der Latte auf den Boden geprallt war. Am Aschermittwoch 1966 war in einem Vorbereitungsspiel gegen England im Wembley-Stadion ein Treffer der Deutschen nicht anerkannt worden, weil der Ball zuvor im Toraus gewesen sein soll. Zwei Jahre zuvor hatte der Schiedsrichter einen Treffer von Uwe Seeler im ersten Qualifikationsspiel gegen Schweden nicht anerkannt – es handelte sich um Gottfried Dienst, der auch das Endspiel piffte. Im Viertelfinale des WM-Turniers schließlich hatte Schnellinger für die Deutschen gegen Uruguay auf der Linie geklärt – nach Meinung vieler mit der Hand, doch der englische Schiedsrichter entschied nicht auf Strafstoß, weil er eine Kopfabwehr erkannt hatte.

Die unmittelbar Beteiligten beim 3:2 im Endspiel gestanden hinterher alle ein, nichts Verlässliches gesehen zu haben. Hurst lag ebenso auf dem Boden wie sein deutscher Gegenspieler Schnellinger. Der deutsche Torhüter Tilkowksi machte zwar eine akrobatische Figur, als er sich im Fallen nach hinten wendete, aber den Aufprallpunkt konnte er auch nicht sehen. Tatsächlich standen der Engländer Roger Hunt und der deutsche Verteidiger Wolfgang Weber am besten zum Ball. Weber köpfte den zurückspringenden Ball über das Tor, doch Hunt hatte sofort den Arm gehoben, um ein Tor zu signalisieren. Später sagte

er, der Ball sei zwanzig Zentimeter weit hinter der Linie aufgekommen. In den Augen der Deutschen und anderer Kommentatoren war Hunts Aktion der entscheidende Moment. Der Torjubel habe den Schieds- und vor allem den Linienrichter beeinflusst. Letzterer hatte zunächst nichts mit der Fahne signalisiert, sondern nur Richtung Dienst gewinkt. Um eindeutig auf Tor zu entscheiden, hätte er mit erhobener Fahne Richtung Mittellinie gehen müssen. Vielleicht war er sich selbst unsicher, denn er stand immerhin acht Meter von der Torauslinie entfernt, was nicht ganz regelgerecht „auf Ballhöhe“ war. Ein Jahr nach dem Spiel gab Linienrichter Bakhramov zu, den Ball nicht wirklich hinter der Linie gesehen zu haben. Aber aus dem Jubel der Engländer und dem niedergeschlagenen Eindruck der deutschen Verteidiger und des Torwarts habe er auf ein Tor geschlossen. Das zeugt nicht nur von psychologischem Gespür, sondern auch von einer seherischen Gabe, denn Tilkowski lag in diesem Moment mit dem Bauch auf dem Boden Richtung Tor.

Viel ist seit der Entscheidung darüber spekuliert worden, wie und ob sich Schieds- und Linienrichter miteinander verständigt haben. Zwar hatten beide in der kurzen Pause vor der Verlängerung miteinander gesprochen, aber das Englisch Bahramovs galt als nicht wirklich kommunikationstauglich. Zudem war es sehr laut, viel Zeit zur Beratung war auch nicht. War alles nur ein Missverständnis, wie manche mutmaßten? Aber der Linienrichter ließ Dienst am Tag nach dem Spiel noch einmal per Dolmetscher ausrichten, er habe den Ball im Tor gesehen. War es eine Verschwörung, nachdem die Bundesrepublik die sowjetische Mannschaft ausgeschaltet hatte? Nicht direkt in diesem Sinne, aber unterschwellig legten das manche Kommentare deutscher Zeitungen nahe: „Linienrichter entscheidet Weltmeisterschaft“ titelte die Welt am Tag nach dem Endspiel. Hans Schiefele schrieb in der Süddeutschen Zeitung: „Wollte ich mit spitzer Feder schreiben, so müßte die Schlagzeile lauten: Russischer Linienrichter schenkt England den Welpokal. Aber gerade in dieser Stunde, so meine ich, geziemt es sich, so kühl zu bleiben und vor allem so objektiv, wie es die Engländer einst waren, aber heute nur noch zum Teil sind.“ In der Stunde der Niederlage erklärte Schiefele die Deutschen zu den eigentlichen Siegern – dort, wo es zählt, nämlich im Bereich der Ehrlichkeit und Fairness, denn er legte nahe, auch jenseits des Spielfeldes das Ende englischer Fairness zu proklamieren. Ob seine Leser hierbei noch Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg assoziierten, den viele mit der Hoffnung auf eine deutsch-englische Allianz verbunden hat-

ten und sich enttäuscht sahen, kann nur spekuliert werden. Aber es brauchte nicht die Verschwörungstheorie, um die Niederlage in einen Wechsel auf die Zukunft zu verwandeln.

Kein Zeuge des fraglichen Tors war Fernsehkommentator Rudi Michel. Ihn hatte der Schuss offenbar überraschend getroffen, denn von seinem Kommentar ging die später vom Bundespräsidenten Lübke verbreitete Legende aus, der Ball sei vielleicht vom Netz aus ins Tor gesprungen. Bild wusste allerdings am Tag nach dem Spiel gesichert zu verkünden: „Vorherrschende Meinung aller Augenzeugen: Kein Tor!“ Wenn es zu dieser Sicherheit nicht reichte, hieß es zumindest: „Im Zweifel für den Angeklagten“ – und damit war man wieder mitten in der Rhetorik von Gerechtigkeit und Fairness. Die DDR-Nachrichtenagentur ADN war nicht dieser Meinung und hatte den Ball hinter der Linie gesehen; wer anderes behauptete, betreibe „chauvinistischen Rummel“. Auf englischer Seite hatte sich der Ball zwischen zehn und zwanzig Zentimetern hinter der Linie befunden. Hurst selbst äußerte in seiner Autobiografie selbst gewisse Zweifel, verwies aber auf die Tatsachenentscheidung durch den Schiedsrichter. Die deutschen Spieler waren sich uneins, wo genau der Ball aufgesprungen war, aber keiner hatte ihn im Tor gesehen – mal war der Kalkstaub aufgespritzt, mal waren es zwanzig Zentimeter vor der Linie.

Obwohl es noch kein „Elektronenauge“ gab, war das Wembley-Tor das erste wichtige, umstrittene Tor eines Fußballspiels, das den Auftakt zur Live-Medialisierung bildete. Darin könnte eine Erklärung für die anhaltenden Debatten liegen. Das Endspiel von 1966 war das erste live übertragene Endspiel, doch erst die WM in Mexiko vier Jahre später sollte zur „Fernseh-WM“ werden, bei der sich Spielpläne an den Sehzeiten der europäischen Zuschauer orientierten. Die WM in England war ein Katalysator für die Medialisierung des Fußballs im Fernsehen: Per Satellit konnten auch Zuschauer in den USA und Kanada das Spiel sehen, insgesamt sollen 400 Millionen Menschen am Fernsehen und weitere 200 Millionen am Radio das Spiel verfolgt haben. Die deutschen Fernsehsender übernahmen insgesamt 13 der von der BBC ausgestrahlten Spiele ganz, waren aber auch mit eigenen Teams vor Ort. Hinzu kamen noch zahlreiche Pressefotografen: Beim Endspiel drängten sich je ein Dutzend rechts und links der beiden Tore. Offenbar bestand auch bereits die Möglichkeit, Zeitlupen einzublenden, doch im Fall des 3:2 verzichtete die BBC darauf. Es gab zwanzig Fernsehkameras im Stadion, aber im Zusammenschnitt des Spiels gibt es keine

Hintertorperspektive, obwohl sich unter den Kameras hinter dem Tor auch eine Filmkamera befand.

Vor allem den Fotografen sind zahlreiche Bilder, zum Teil in Serien, zu verdanken. Ein deutscher Fotograf, Heinz Pfeil, war allerdings „so sicher, daß es kein Tor war, daß ich nicht einmal ein Bild davon schoß“. Andere verwiesen jedoch eher auf die mangelnde Zeit, so etwas überhaupt zu entscheiden. Hans Blickendörfer war sich später sicher, dass „kein menschliches Auge imstande war, die Stelle zu bezeichnen, auf die der Ball aufgesprungen war“. Hingegen hatte die Bild bereits am 2. August eine Aufnahme auf der Titelseite, die in der Tat einen Ball weit vor der Linie zeigt, nicht aber, in welchem Moment. Dennoch titelte die Zeitung selbstbewusst „Der Ball war nicht drin. Das ist der Beweis. Eine Fehlentscheidung!“. Der Kicker bot gleich nach dem Spiel 1000 Mark Belohnung für ein Bild, das den Ball gesichert nicht im Tor zeige. Paul Träger hatte im Fußball-Sport am 1. August noch Zweifel, da Filmzeitlupen den Ball eher im Tor zeigten. Aber je mehr Fotografien auftauchten, die den Ball vor der Linie zeigten, desto überzeugender sei die deutsche Sichtweise: Da bei dem Endspiel die Elite der internationalen Sportfotografie zugegen gewesen sei, wäre das Fehlen eines entsprechenden Torbildes „ein nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit nicht zu widerlegender Beweise dafür, daß das dritte englische Tor kein Tor war“.

Solchen Konstruktionen erteilte die Frankfurter Allgemeine Zeitung bereits drei Tage nach dem Spiel eine Absage: „Wenn und hätte, dann wäre ..., laßt's gut sein mit dem dritten Tor der Engländer!“ Die Deutschen hätten das Endspiel verloren, weil die Engländer insgesamt „das Quentchen besser“ gewesen seien. Nach gut einer Woche war die Debatte um Bildbeweise und Torentscheidung aus der bundesrepublikanischen Presselandschaft verschwunden. Im Herbst 1966 ließ der DFB noch einen Lehrfilm drehen, in dem auch das Tor dargestellt wurde, wies aber an, den Film zurückhaltend einzusetzen, da es sich um eine Tatsachenentscheidung handele und man „keine Dolchstoßlegende schaffen“ wolle. Andere wollten sich dem nicht fügen: Der Sportfotograf Sven Simon hatte hinter dem Tor gestanden und trat 1967 mit seiner Bildserie den Beweis an, dass der Ball nicht im Tor war. Simon war davon überzeugt, den Beweis optisch eindeutig erbringen und mit seinen Bildern Aufnahmen von englischer Seite widerlegen zu können. In der Tat ist der Ball in seiner Bildserie vor der Linie zu vermuten, aber auch Simons Bilder zeigen nicht den exakten Moment des

Aufschlags. Interessanter ist aber Simons Bemühen, seinen Fotografien den entscheidenden dokumentarischen Charakter zuzuweisen und ihn anderen abzusprechen. Er arbeitete mit Serien, doppelseitigen Vergrößerungen und Bildausschnitten, um ein unwiderlegbares optisches Narrativ zu erzeugen, das vor allem vom Glauben an das fotografische Medium auch und gerade in dieser „Grenzsituation“ zeugt.

Dieses Bemühen um dokumentarische Objektivität konterkarierte eine überaus präzise Rhetorik des Glücks. Schon vor dem Anpfiff seien, so Simon, die Engländer bei der Platzwahl „die Glücklicheren“ gewesen. Hallers erstes Tor sieht er als schlechtes Omen, denn in keinem der bisherigen WM-Endspiele sei die zuerst führende Mannschaft Weltmeister geworden. Siegfried Held wird zitiert: „Ich habe einfach kein Glück in diesem Stadion.“ Der Ausgleich der Engländer sei wie ein „Blitz aus heiterem Himmel“ gefallen. Und zum 3:2 schrieb Simon:

„Ein Schuß wird Schicksal. Ein Ball wird zum Schemen. Ein Mann löst Angst und Schrecken aus.“ Auf einem Bild ist nicht der Ball, wohl aber sein Schatten hinter der Linie zu sehen, was der Beweisführung Simons etwas Mysteriöses gegenüberstellt. Die Metaphern von Glück und Schicksal übertrug Simon auch auf die deutschen Spieler: „Das Tor ist ihr Schicksal. Nicht die Niederlage, die Art der Niederlage prägt diese Gesichter. So sehen müde und zornige Männer aus, die ihr Los nicht begreifen können.“ Das färbte auch auf Uwe Seeler ab, der im Vorwort zu dem Bildband festhielt: „Wir hatten Pech. Unser Gegner hatte Glück. Das Glück des Tüchtigen. England ist ein würdiger Weltmeister.“

### III. Fataler Sieg: Englische Moral und das „System“

Auf englischer Seite wollte natürlich niemand etwas von Glück wissen. Im Observer hieß es, „England's spirit“ habe die Deutschen trotz ihrer aufopferungsvollen Gegenwehr gebrochen. Immer wieder finden sich auch Hinweise auf die physische Überlegenheit der Engländer. Doch einig waren sich die Kommentatoren nicht, denn Ramseys Spielsystem war darauf angelegt, sowohl Körperlichkeit als auch Glück als maßgebliche Faktoren auszuschalten. So hatte David Miller vom Sunday Telegraph den Erfolg als „result of the most patient, logical, painstaking, almost scientific assault on the trophy“ gesehen. Doch

auch hier scheint die Skepsis gegenüber Ramseys Defensivsystem durch: Andere hätten das ebenfalls entwickelt; den Unterschied machten „character and brightness“ aus. Frei von solcher Zurückhaltung erklärte News of the World den Sieg militärisch: „Durch blanken Mut, Schneid und Kampfgeist überfuhr sie [die englische Mannschaft, H. K.] Westdeutschland in der halbstündigen Verlängerung 4:2.“ Brian Glanville zog in der Sunday Times die Summe der Eindrücke: Wer mit Ramseys Philosophie übereinstimme, müsse ihn wegen des „spirit“, der „fitness“, der „concrete a defence and persistent an attack“ rühmen. Doch brilliant fanden das Spiel der Engländer nur die wenigsten. Geoffrey Green erkannte in der Times nicht den „greatest flair“ in der englischen Mannschaft, aber „they were best prepared in the field, with the best temperament based on a functional plan.“

In jedem Fall basierte der englische Erfolg aus der Sicht ihrer Reporter nicht auf Glück. Rudi Michel hatte in seinem Kommentar dieses Deutungsmuster hingegen noch ausgiebig bemüht. Kurz vor der Halbzeitpause wagte er nicht zu sagen, wohin sich in diesem ausgeglichenen Spiel die „Waagschale“ wenden würde. Am Ende beglückwünschte er die deutsche Mannschaft zu ihrem ausgezeichneten Spiel; es sei „kein Unglück“, in Wembley zu verlieren, man habe „Pech“ gehabt. Aber auch auf deutscher Seite gab es systematischere Analysen. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung erkannte, dass nur wenig gefehlt hätte – etwas mehr Siegeswille und eine geschlossenerere Mannschaftsleistung hätten den Sieg bringen können. Aber man habe den deutschen „Profi-Neulingen“ vor allem den Mangel an Kraft anmerken können. Der Spiegel informierte seine Leser gleichzeitig über das neue 4-3-3-Spielsystem, das zukünftig aufgrund der hohen Beanspruchung nur von Profis gespielt werden könne. Die Bundesliga war erst 1963 eingeführt worden. Insofern richteten sich die Urteile offenbar bereits auf die Erfolge der Zukunft, wenn sich die deutschen Spieler noch besser entwickelt hätten. So blieb zunächst nur als Erfolg die „ausgezeichnete Haltung“, wie die Frankfurter Allgemeine Zeitung bemerkte, mit der die deutsche Mannschaft das umstrittene Tor ohne Proteste hingenommen hätte. Sie habe mit ihrer „Besonnenheit in diesem Moment für den deutschen Sport und für das deutsche Ansehen mehr getan, als sie mit dem Gewinn des Titels jemals hätte erreichen können“.

Das Endspiel war mithin nicht nur Auftakt zur Live-Medialisierung des Fußballs, sondern auch zum gerade in England umstrittenen Übergang zum

„Systemfußball“, mit dem der Einzug von mehr taktischen Momenten, einer defensiveren Grundorientierung und einem systematischeren Spielaufbau bezeichnet wurde. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung hatte schon vor dem Endspiel die Ära des „totalen Fußballs“ am Beispiel der englischen Mannschaft eingeläutet: Stars zählten nichts mehr, es gelte nur noch, „absolute Unterordnung und bedingungslosen taktischen Gehorsam“ sicherzustellen. Statt blinder Angriffe herrsche nun die Strategie. Im englischen Ligafußball hatte das gravierende Konsequenzen: 1961 wurde Tottenham mit 115 Toren Meister, 14 Mannschaften hatten mehr als 70 Tore erzielt. Keine Mannschaft wurde bis 1969 Meister, ohne 80 Tore geschossen zu haben. Erst in dieser Saison reichten Leeds erstmals 66 Tore, um die Meisterschaft zu gewinnen. Trotz seines Erfolgs von 1966 sah sich Ramsey genötigt, in den Folgejahren wieder die Tradition der englischen Fußballwerte aufzurufen. Man müsse die technischen Defizite anerkennen, denn „we English are built differently“. Aber er bekannte sich ausdrücklich zur Körperlichkeit des englischen Spiels, auch zu einem schnellen Angriffsfußball englischer Prägung. Um überhaupt in der traditionellen Wahrnehmungslandschaft des englischen Fußballs zu bestehen, musste Ramsey den Hauptgrund des erfolgreichen Auftretens seiner Mannschaft verleugnen.

Roboterfußball nichtenglischer Herkunft ging auch nicht mit den weitergehenden Projektionen zusammen, die in der englischen Presse mit dem Sieg verbunden wurden. Der Sunday Mirror titelte etwas vermessen „World Beaters“, die Zeitschrift People etwas bescheidener „England on Top of the World“. Was dem Sunday Express wie ein „titanischer Kampf“ erschienen war, den die Engländer mit dem „Nerv und Herz Englands“ für sich entschieden hätten, beurteilte die Frankfurter Allgemeine Zeitung als ein „neu belebendes Elixier [...] für das von Wirtschafts- und Finanzsorgen niedergedrückte Land“. Andere nahmen das mit einer gewissen Schadenfreude zur Kenntnis: Die Welt schrieb, die englische Nation, deren Selbstbewusstsein und Weltgeltung in den letzten Jahren erschüttert worden sei, lasse sich durch zwanzig Tage Fußball aufrichten. Offenbar genossen es die Engländer, so Adolf Metzner am 5. August in der Zeit, endlich einmal wieder „das Gefühl zu schlürfen, Mittelpunkt und Drehscheibe der Welt zu sein“. Der Spiegel ließ es sich nicht nehmen, wenige Wochen nach dem Endspiel ein Interview mit dem englischen Außenminister unter der Leit- und Titelfrage „Spielt England noch eine Rolle in der Welt?“ zu veröffentlichen. In dieser Schadenfreude kam eine deutsch-englische Konkur-

renz zum Ausdruck, die sich nicht zuletzt im Bereich der Europäischen Gemeinschaft äußerte – aber weiter, als bis zu solchen assoziativen Bezügen reichte die reale Bedeutung des Endspiels und des Wembley-Tores im politischen Raum offenbar nicht. Auch in England war bald nach dem Spiel wieder Normalität eingeleitet. Tausende feierten euphorisch am Trafalgar Square „another V. E. night“, aber die Welt beobachtete, wie am Tag nach dem Endspiel zumindest London das Fußballfieber „wie Regen von der Ölhaut“ abgeschüttelt und ihre „Contenance“ wiedergewonnen habe.

Fußballerisch brachte der Erfolg den Engländern jedenfalls kein Glück. Es dauerte 34 Jahre, bis die englische Mannschaft wieder ein Spiel bei einem offiziellen Turnier gegen die Bundesrepublik gewinnen sollte. 1968 war den Deutschen der erste Sieg gegen die Engländer gelungen – nach Auffassung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung durch die „glückliche Fügung“ eines abgefälschten Balls. Die englische Krise wuchs sich aus, als die Mannschaft nach dem Ausscheiden gegen die deutsche Elf in Mexiko die Qualifikation für die beiden folgenden Turniere 1974 und 1978 verpasste. Beinahe noch schlimmer wog die Revanche der Deutschen 1972 in Wembley, als sie das Hinspiel des EM-Viertelfinales mit 3:1 gewannen und damit in den kleinen Kreis derjenigen aufrückten, die das Heimstadion der Engländer als Sieger verlassen konnten. Eine Niederlage gegen Italien im Wembley-Stadion 1973 trug zur wachsenden Verärgerung über Ramsey bei, der im Jahr darauf entlassen wurde. Galt zwar nach der WM von 1966 die Glücks- und Schicksals-Metaphorik in England als verpönt, legte es die Entwicklung der folgenden Jahre nahe, den Sieg nunmehr wie David Winner als „fatal victory“ zu deuten.

#### **IV. Schluss: Doppelter Abschied**

Allen Regeln und Kontrollen zum Trotz, auch entgegen Versuchen der Systematisierung und Planung des Spiels ist Unberechenbarkeit eines der wesentlichen Momente des Fußballs. Solche Momente rufen Gegensätze auf oder schaffen sie, sie emotionalisieren bis an den Rand der aktiven Auseinandersetzung oder darüber hinaus. Der Verzicht auf ein „Elektronenauge“ oder andere technische Hilfsmittel, um den genauen Zielpunkt eines Balls im Verhältnis zur Torlinie zu bestimmen, belässt dieses Moment im Fußball. Nicht ohne Grund: Die Dynamiken der situativen Gemeinschaftsbildung hängen nicht

unerheblich von diesem Anteil des Unkalkulierbaren ab. Er stellt eine Ebene des Fußballs dar, der nicht planbar ist und doch in wiederholter Form so oder ähnlich bereits anderweitig vorgekommen ist. Das „Wembley-Tor“ hatte zahlreiche Vorgänger und Nachfolger ähnlicher Konstellation, wenn auch nicht im Endspiel einer Weltmeisterschaft. Umstrittene Entscheidungen setzen nicht den Regelkosmos des Spiels außer Kraft. Stattdessen eröffnet die Möglichkeit ihres Auftretens eine Ebene des Unerwarteten im Spiel. Damit bekräftigen Ereignisse wie das Wembley-Tor den außeralltäglichen Charakter des Spiels, das zugleich Teil einer modernen Gesellschaft geworden ist, in der Formen des Glücks und Schicksals, der Epiphanie und Übersteigerung an bestimmte Nischen überwiesen worden sind. Den Lauf der Welt mit Unerklärlichem zu begründen, ist im echten Leben nicht möglich – im Fußball bleibt dies nicht aus. Das teilt dieses global aufgrund seiner rasch durchschaubaren Regeln verbreitete Spiel mit Katastrophen und individueller wie kollektiver Sinnsuche.

Deshalb öffnet die zeitgenössische Wahrnehmung des Wembley-Tors einen Blick in die Verfassung der modernen Gesellschaft, deren Selbstverständnis wesentlich über die Annahme von Gesetzmäßigkeiten und nachvollziehbaren Kausalverhältnissen gesteuert ist. Regeln und ihre Auslegung samt der zugehörigen subjektiven Wahrnehmung des entsprechenden Moments eröffnen im immer noch prätechnischen Fußballspiel – trotz aller Technisierung des Umfelds – Momente der Entscheidung, damit auch von Herrschaft, die als solche unangefochten bleibt, solange sie sich als unparteiisch erweist. Im Endspiel von 1966 wurde genau das von deutscher Seite aus in Frage gestellt. Doch die Kritik an der Unschärfe des Moments – was konnten Schieds- und Linienrichter überhaupt sehen, wie haben sie sich verständigt, was hat beide zu ihrer Entscheidung bewogen? – wuchs sich nicht zu einer offiziellen Auseinandersetzung aus. Zwar prägte „das Tor“ eine Fernsehgesellschaft im Aufbruch zum massenbildhaften Sportkonsum, aber letztlich verblieb die Dimension des Wembley-Tors weitgehend im Sportlichen.

Das Wembley-Tor selbst war somit trotz aller offenkundigen oder subtilen nationalen und patriotischen Begleittöne noch nicht hinreichend und fand nicht in einem entsprechenden Kontext statt, um einen Überschlag auf Fragen der Politik oder des deutsch-englischen Verhältnisses zu erreichen. Eher waren die Folgen des Siegs mit seinem Charakter als „fatal victory“ ein Grund für eine spätere Boulevardisierung des deutsch-englischen Antagonismus im Fußball,

der seinen Höhepunkt bei der Europameisterschaft in England 1996 erlebte. Das Tor selbst spielte in England nur eine untergeordnete Rolle, dem Sieg selbst blieb ebenfalls lang der Weg in den identitätsbildenden Mythos verbaut. Auch bei der WM 2006, als sich die englischen Medien darin überschlugen, die einzige Weltmeistermannschaft Englands zu romantisierten Vorbildern zu erklären, waren die Idole von 1966 ebenso schnell aus der Öffentlichkeit verschwunden wie die englische Mannschaft aus dem Turnier. Für die deutsche Mannschaft war das Tor letztlich schneller verschmerzbar, als es Spielern und Zuschauern erschien, denn früh in den siebziger Jahren stellten sich Erfolge als Früchte der Professionalisierungsphase des vorhergehenden Jahrzehnts ein. Allein Uwe Seeler, dem durch das Tor ein großer Turniererfolg verwehrt blieb, diente öffentlich regelmäßig als Fürsprecher der „unvergessenen“ Bedeutung des Wembley-Tors.

In der zeitgenössischen Wahrnehmung konkurrierten Deutungen in der Rhetorik von Glück und Schicksal mit denen nationaler Eigenschaften, die letztlich den Sieg gebracht haben sollten. Beide sind weder austauschbar noch unverbunden, sondern komplementär. Beide umgehen die Bewertung eines Spielausgangs auf der Basis objektivierbarer Kriterien. Bekanntlich reichen diese in vielen Fällen nicht aus, den Spielausgang zu erklären – in der englischen Tagespresse werden zu allen Ligaspielen Tortendiagramme mit Spielanteilen und anderem gezeigt, ohne dass sich darin das Ergebnis immer abbildet. Letztlich verweisen beide Deutungsmuster – Glück und nationale Aufladung – auf den Moment des Unbestimmten und Besetzbaren im Fußball, das seine Bedeutung zwischen einem bloßen Spiel und einem dramatischen quasipolitischen Akt changieren lässt.

Wenn auch das Spiel selbst – zumindest im Fall des hier betrachteten – nicht den Status politischer oder gesellschaftsprägender Relevanz erreicht, der ihm gerade mit Blick auf nationale Semantiken rasch zugeschrieben wird, rahmen die Wahrnehmungen und Darstellungen des Ereignisses das Spielfeld ein und stellen es in sekundäre Deutungssysteme. Sie dokumentieren Auseinandersetzungen von Gesellschaften mit ihrer Selbstverfassung und ihren Identitätsbeschreibungen. Im englischen Fall erweist sich die Betonung nationaler Eigenschaften als Bemühen, der technisch-wissenschaftlichen Modernisierung der sechziger Jahre nicht nur auf dem Fußballplatz zu entkommen. Letztlich steckte in diesen nationalen Deutungen der angestrebte Versuch, nicht nur einen Erfolg zu erklären, dessen Umstände nicht ganz eindeutig waren, sondern auch

aus einer außeralltäglichen Situation dem nationalen Selbstbild einen Zukunftsentwurf zu präsentieren. Nicht das Spielfeld selbst, aber seine Wahrnehmung verkörperte einen inneren Systemkonflikt der englischen Gesellschaft, der mit dem deutschen Spott über die verlorene imperiale Bedeutung Großbritanniens nur unzureichend erfasst wurde.

Die nationalen Implikationen der deutschen Selbstwahrnehmung waren ungleich subtiler. Denn in der Klage über die mangelnde Fairness der Engländer, im Beharren auf der eigenen „Sachlichkeit“ und letztlich auch in der Glücksmetaphorik steckte ein Grundgefühl des Angekommenseins. Das Spiel verloren, aber das Ansehen in der Welt gewonnen, und dies nicht nur als „Verlierer“, sondern – zumindest in der deutschen Selbstwahrnehmung – als lernfähige Kleinkollektive, die sich zentrale Werte ihrer Gegner aneignen. Darin steckt ein nicht explizit artikuliertes Moment der geschichtspolitischen Normalisierung, das gerade nicht in ausdrücklich nationalistischer oder militärischer Rhetorik zu suchen ist. Im Gegenteil: Die historische Dimension der Konstellation im Endspiel – die Deutschen hatten zwei Kriege gegen die Engländer begonnen und verloren – löste sich in einem gleichsam geschichtsfreien Deutungsmuster auf, das allein von Glück und Pech, nicht aber von Strafe oder Nachwirkungen der Kriege sprach.

Bei aller Unberechenbarkeit als essentiellstem Moment des Fußballs: Im Verzicht auf einen solchen historisch artikulierten Deutungsrahmen liegt die tatsächliche Bedeutung der Glücksmetaphorik für die deutsche Seite. Mussten die Engländer trotz des Beharrens auf nationalen Werten den Abschied von imperialer Größe verkraften, feierten die Deutschen in der Niederlage ihren Abschied von einer Geschichte, die sie in den Jahren zuvor mehrfach eingeholt hatte und die sie weiter begleiten sollte. Weit mehr noch als 1954 gelang es der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit mit der Deutungsverlagerung auf Glück, Pech und Schicksal im Fußball einen tatsächlich außeralltäglichen, weil außerhistorischen Bereich zu suggerieren und zu konstruieren. Das stand und steht in einer bis mindestens in den Nationalsozialismus zurückreichenden Tradition, sich genau auf diesen Charakter als „Spiel“ zu berufen und die nationalen, politischen und gesellschaftlichen Implikationen des Fußballs als „Unterhaltung“ zu leugnen. Rechtsradikale Exzesse im Stadion wie auch Untersuchungen zum deutschen Fußball während der NS-Zeit haben dies in den vergangenen Jahren auf unterschiedliche Weise als Trugschluss entlarvt.

## Literatur

- Bromberger, Christian, Fußball als Weltsicht und Ritual, in: Andrea Balliger/David J. Krieger (Hg.), Ritualtheorien, Opladen 1998, S. 285–301.
- Buchloh, Paul G./Freese, Peter, Nationale Tendenzen in der englischen und deutschen Berichterstattung zur Fußballweltmeisterschaft 1966, in: Sprache im technischen Zeitalter 2 (1967), S. 335–346.
- Die Fuball-Weltmeisterschaften. 1966. England, hg. v. d. Süddeutschen Zeitung, München 2005.
- Hack, Fritz, WM 66 aus internationaler Sicht, Frankfurt am Main 1966.
- Henschel, Gerhard/Willen, Günther, Drin oder Linie? Alles übers dritte Tor, Leipzig 1996.
- King, Anthony, The Lads. Masculinity and the new consumption of football, in: Sociology 31 (1997), S. 329–346.
- Küster, Rainer, Kriegsspiele. Militärische Metaphern im Fußballsport, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 28 (1998), H. 112, S. 53–70.
- Liebhart, Ernst H., Nationalismus in der Tagespresse 1949–1966. Studien zur Anwendung quantifizierender Inhaltsanalyse, Meisenheim am Glan 1971.
- McIlvanney, Hugh (Hg.), World Cup 66, London 1966.
- Miller, David, The Boys of '66. England's Last Glory, London 1986.
- Reid, Gerard, Football and War, Wilmslow 2000.
- Russell, Dave, Football and the English. A Social History of Association Football in England, 1863–1995, Preston 1997.
- Simon, Sven, Das Tor des Jahrhunderts. Die Foto-Dokumentation zum Fußball-Endspiel Deutschland gegen England um die Weltmeisterschaft, München 1967.
- Tyler, Martin, Boys 66. The England team that won the World Cup – then and now, London 1981.
- Willeke, Stefan, Hier spielt die Physik, in: Die Zeit, 16.3.2006, S. 38.
- Winner, David, Those Feet. An Intimate History of English Football, London 2005.
- World Cup Report 1966, written and compiled for The Football Association by Harold Mayes, London 1967.
- World Cup Winners 1966, Reading 1967.

# **„Mof“ versus „Kaaskopp“. Der deutsch-niederländische Fußball-Nationalismus als Seismograph nationaler Selbst- und Fremdbilder**

---

Fußballspiele setzen sich gewöhnlich in der Erinnerung des Fußballfans fest, wenn sie zu einer der folgenden drei Kategorien gehören: 1. wichtige Endspiele, 2. Spiele mit bemerkenswertem Ergebnis, 3. Spiele mit spektakulären Toren. Nichts davon trifft auf die Achtelfinalbegegnung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Niederlanden am 24. Juni 1990 bei der Fußballweltmeisterschaft in Italien zu, die mit einem 2:1-Sieg der deutschen Mannschaft endete. Zwar gehörte das Spiel zu den wenigen Begegnungen beider Nationalmannschaften, in denen die deutsche Mannschaft der niederländischen spielerisch tatsächlich überlegen gewesen war und deshalb verdient gewonnen hatte; bemerkenswert war auch die überragende Leistung des späteren Bundestrainers Jürgen Klinsmann, der das vorentscheidende 1:0 erzielt und das beste Spiel in seiner Karriere als Nationalspieler gezeigt hatte, was auch die niederländische Presse neidlos anerkannte, die ihn als „Super-Klinsmann“ feierte. Dennoch hat sich das besagte Spiel aus einem anderen Grund in die Erinnerung eingebrannt, nämlich als das zweifellos emotionalste Spiel dieser WM, als eine Begegnung, in der purer Hass auf dem Spielfeld sichtbar wurde. Nach den Spuckattacken des niederländischen Mittelfeldspielers Frank Rijkaard gegen den deutschen Mittelstürmer Rudi Völler, der sich im Kabinengang bei Rijkaard mit einer Ohrfeige revanchierte, und dem Platzverweis für beide stand das Spiel kurz vor dem Abbruch. Ein weiterer Funke, und die Spannungen hätten sich vermutlich in einer Massenkeilerei entladen. Diese meldete die Polizei dann nach Spielende aus dem niederländisch-deutschen Grenzgebiet, wo deutsche

und niederländische Jugendliche gewaltsam aneinandergerieten. Ich habe noch deutlich in Erinnerung, dass der Fernsehkommentator Heribert Faßbender, ein Dampfplauderer des Fernseh-Fußballjournalismus, der seine Reportagen stets mit einem leutseligen „Guten Abend allerseits“ zu beginnen pflegte, vor dem Mikrofon geradezu aus der Rolle fiel und seine Emotionen nicht mehr im Griff hatte. Unvergesslich sein Kommentar zum überforderten argentinischen Schiedsrichter: „Schickt den Kerl in die Pampa.“ Bei Spielen der niederländischen Nationalmannschaft hatte Faßbender in den Jahren zuvor einen Standard-Topos über die Niederlande geprägt, der zu seinem festen Repertoire gehörte, nämlich die Rede vom „kleinen sympathischen Land“. 1990 verwendete Faßbender diese Formulierung nicht mehr, ja mehr noch: sie ist seitdem spurlos aus dem Sprachgebrauch deutscher Sport-Journalisten verschwunden.

Das Spiel 1990 markierte einen Höhepunkt niederländisch-deutscher Fußballrivalität, deren Geschichte sich auf zweierlei Weise erzählen lässt, wobei beide Varianten untrennbar miteinander verbunden sind. Zum einen als Fußballgeschichte im engeren Sinne, die ihre Dynamik aus der Abfolge bestimmter Begegnungen gewann, zum anderen als Spiegelbild niederländisch-deutscher Zeitgeschichte. Beides möchte ich in diesem Vortrag miteinander verbinden, weil beides thematisch zusammengehört. Dabei soll es nicht zuletzt um die zeit-historische Dimension gehen, um Selbst- und Fremdbilder von Nationen und um Gefühle des Nationalismus, vor denen sich Niederländer und Deutsche eigentlich gleichermaßen gefeit sehen, obwohl sie jenseits der Reden vom völkerverbindenden Sport im Medium des Fußballs deutlich zum Ausdruck kommen, ja geradezu ein Ventil finden.

Den Ausgangspunkt der niederländisch-deutschen Fußballrivalität bildet das Endspiel der Fußballweltmeisterschaft 1974, das die Niederländer trotz überlegenen Spiels mit 1:2 gegen die deutsche Mannschaft verloren. Jahrzehnte danach sprachen die Niederländer von einem Trauma, und eine Psychologin stufte das Spiel gar als „Mutter aller Niederlagen“ ein. Noch lange nach 1974 trauerten niederländische Fans und Medien dem entgangenen Weltmeistertitel hinterher, haderten mit den Entscheidungen des englischen Schiedsrichters und empörten sich über den vermeintlichen „Schwalbenkönig“ Bernd Hölzenbein, der in der 26. Spielminute im niederländischen Strafraum zu Fall gekommen war, oder, wie man heute sagen würde, einen Elfmeter herausgeholt hatte, der der deutschen Mannschaft den Ausgleich zum 1:1 bescherte. Als

2004 in den Niederlanden ein Buch über die WM 1974 erschien, trug es den charakteristischen und gänzlich unironisch gemeinten Titel: „Wir waren die Besten.“ Ein WM-Sieg 1974 wäre der glanzvolle Abschluss einer Epoche gewesen, die wenige Jahre zuvor mit den Erfolgen Feyenoord Rotterdams und Ajax Amsterdams im Europapokal der Landesmeister begonnen hatte. Vor allem Ajax Amsterdam und sein Spielmacher Johan Crujff repräsentierten beispielhaft die sogenannte neue niederländische Fußballschule, die den modernen Fußball maßgeblich beeinflusst hat. Schnelles Passen, Überzahlbildung in Ballnähe und dynamische Positionswechsel der gesamten Mannschaft statt statischem Geckige – dieses niederländische Spiel, das der Erfolgstrainer Rinus Michels als „Fußball total“ bezeichnete, setzte in den 70er Jahren einen erfrischenden Kontrapunkt gegenüber dem Catenaccio, einem unattraktiven, minimalistischen Defensivspiel, das vor allem italienische Mannschaften praktizierten. Auch in Deutschland erregte der niederländische Fußball damals viel Aufmerksamkeit und Sympathie, wenngleich deutsche Sportreporter fast keinen Namen eines niederländischen Spielers korrekt aussprechen konnten. Ich erinnere mich noch, wie Carmen Thomas den Namen Johan Crujffs regelmäßig zu „Johan Kriff“ verunstaltete, aber Carmen Thomas war – Stichwort „Schalke 05“ – ohnehin für manche verbalen Schnitzer bekannt.

Von deutscher Rivalität gegenüber den Niederlanden konnte also lange Zeit keine Rede sein, von niederländischer gegenüber Deutschland umso mehr. Diese erreichte ihren einsamen Höhepunkt bei der Europameisterschaft 1988, als die Niederländer in Hamburg im Halbfinale die deutsche Mannschaft mit 2:1 bezwangen und anschließend Europameister wurden. Die geglückte Revanche gegen Deutschland versetzte das Land in eine Art Ausnahmezustand. Neun Millionen Niederländer – dies waren 60% der Bevölkerung – versammelten sich zu öffentlichen Freudenkundgebungen – die größten, die das Land seit 1945 erlebt hatte. Schon den Schlachtgesängen der niederländischen Fußballfans, die zu zehntausenden nach Deutschland gekommen waren, war anzumerken, dass hier nicht einfach ein Fußballspiel stattgefunden hatte. Die Fans hatten u. a. skandiert: „1940 kamen sie/1988 kamen wir/Holadije, holadijo“, „O was sind die Moffen so still“ oder „Oma, wir haben dein Fahrrad wiedergefunden“ – eine Anspielung auf die massenhafte Beschlagnahme von Fahrrädern durch die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. Auch der niederländische Poet Jules Deelder

stellte einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Fußballspiel und der deutschen Besatzungszeit im Zweiten Weltkrieg her und dichtete: „O wie vergeblich/des Torwarts Hand/sich streckte zum Ball/der eine Minute/vorzeitig die deutsche/Ziellinie kreuzte/Sie die Gefallenen/erhoben sich jubelnd/aus ihren Gräbern.“ Projektionen aus der Vergangenheit kennzeichneten auch den niederländischen Sportjournalismus jener Zeit, der deutsche Spieler penetrant mit Panzern, Zerstörern und Landsern verglich. Nach dem Spiel 1988 wischte sich der niederländische Nationalspieler Ronald Koeman mit dem getauschten Trikot seines deutschen Gegenspielers symbolisch den Hintern ab und erklärte, er habe dies „für sein Land getan“, und Stürmer Marco van Basten schwärmte von dem „wunderbaren Gefühl, besonders weil wir auf dem Weg ins Finale diese widerwärtigen Deutschen rausgeworfen haben.“

Derartige Stellungnahmen waren insofern bemerkenswert, als sie von früheren niederländischen Spielergenerationen in dieser Form nicht zu hören gewesen waren, obwohl diese häufig einen unmittelbaren biographischen Bezug zu Kriegs- und Besatzungszeit aufwiesen. So hatte der Stürmer Willem van Hanegem aus der 74er Mannschaft als Säugling seinen Vater und Bruder bei einem Bombenangriff verloren. Ruud Krols Vater war als kommunistischer Widerstandskämpfer inhaftiert gewesen, Teamchef Rinus Michels hatte den Hungerwinter 1944/45 nur knapp überlebt – und dennoch später wie selbstverständlich als Trainer in Deutschland gearbeitet. Auf die Frage, ob denn während des 74er Turniers überhaupt vom Krieg die Rede gewesen sei, antwortete Außenstürmer Johnny Rep kurz und bündig: „Nie“.

Es wäre daher problematisch, aus historischen Ereignissen unmittelbar auf Einstellungen und Bewusstseinshaltungen zu schließen, ohne dem Feld der Deutung und Konstruktion, Weitergabe und generationellen Verarbeitung historischer Erfahrungen entsprechende Aufmerksamkeit zu widmen. Viele Faktoren haben daher das deutsch-niederländische Verhältnis beeinflusst: zeitgeschichtliche Ereignisse wie der Zweite Weltkrieg einschließlich dessen Deutung und Verarbeitung, aber auch strukturelle Aspekte, die für die Beziehungen zwischen einem kleineren und einem größeren Land konstitutiv sind, schließlich eine jahrhundertelange Beziehungs- und Wahrnehmungsgeschichte, die insgesamt eher durch Dissonanzen und Unterschiede als durch Übereinstimmung und Harmonie gekennzeichnet ist. Mit ihr möchte ich im Folgenden beginnen, doch auch über den Zusammenhang von Fußballgeschichte und Zeitgeschichte

nach 1990 wird noch zu reden sein, denn bei näherem Hinsehen erweist sich die deutsch-niederländische Fußballrivalität als Abbild und Spiegel der allgemeinen Selbst- und Fremdwahrnehmung von Deutschen und Niederländern.

[

Manche Deutschen halten die Niederlande für eine Art abgefallenes Bundesland, in dem ein merkwürdiger plattdeutscher Dialekt gesprochen wird. In Wirklichkeit weisen die niederländische und die deutsche Geschichte eher wenige Gemeinsamkeiten auf. So ist nicht nur die niederländische Sprache sehr viel älter als das heute von uns gesprochene Hochdeutsch, auch der niederländische Nationalstaat bildete sich dreihundert Jahre früher als der deutsche heraus, nämlich im 16. Jahrhundert, als sich die Niederlande im Unabhängigkeitskampf gegen das katholische Spanien als frühbürgerlich und städtisch geprägte Republik der Händler und Seefahrer konstituierten. Allerdings, dies gehört zu den Ironien der Geschichte, unter Führung von Wilhelm von Oranien, eines waschechten Hessen und Grafen von Nassau, an dessen „deutsches Blut“ noch heute die erste Zeile der niederländischen Nationalhymne erinnert (Wilhelmus van Nassouwe ben ik van duitsen bloed).

Während die Niederlande im goldenen 17. Jahrhundert, dem „Gouden Eeuw“, einen ungeheuren Aufschwung von Handel, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft erlebten, versanken die deutschen Territorien im Alptraum des Dreißigjährigen Krieges. Der Lebensstandard der Niederlande lag in jener Zeit um ein mehrfaches höher. Der Begriff „mof“ (Plural: moffen), gleichbedeutend mit „roher, unbehauener Kerl“, breitete sich in diesem Jahrhundert aus. Er war Ausdruck eines sozialen Gefälles, wurde er doch abschätzig auf deutsche Saison- und Gastarbeiter angewandt, die in den Niederlanden vor allem primitive Arbeiten verrichteten, d. h. sich als Torfstecher, Landarbeiter, Matrosen und Maurer verdingten. Und bis ins 20. Jahrhundert gehörte das deutsche Dienstmädchen im niederländischen Bürgerhaushalt geradezu zur Grundausstattung (allein drei meiner Großtanten waren als „Dienstmeisje“ in den Niederlanden tätig).

Seit dem 19. Jahrhundert verkehrte sich jedoch das soziale Gefälle nahezu ins Gegenteil. Mochten die Niederländer verglichen mit den Deutschen eine frühe Nation gewesen sein, so waren sie gleichzeitig eine extrem späte Industrialisation, während das 1871 gegründete Deutsche Reich binnen kürzester Zeit

zur größten und führenden Industriemacht Europas aufstieg. Der Begriff „Kaaskopp“, der abschätzig Frau Antjes Käsekugel gegen Industrierzeugnisse „made in Germany“ abwog, kam im 19. Jahrhundert auf und brachte den Stolz der Deutschen auf die größere wirtschaftliche Dynamik ihres Landes zum Ausdruck. Nun exportierten die Deutschen nicht mehr Muskelmänner aus dem Emsland oder Westfalen in die Niederlande, sondern Ingenieure und Techniker. Die Niederländer – die noch im 17. Jahrhundert auf die deutschen Gastarbeiter als unkultivierte Mofen herabgeblickt hatten, galten im 19. Jahrhundert im Urteil der Deutschen als „die Chinesen Europas“ – hoffnungslos rückständig, die industrielle Revolution verschlafend, und gleichzeitig rätselhaft und geheimnisvoll. Schon 1845 hatte ein deutscher Journalist höhnisch berichtet: „... und die alten Holländer bemerken erstaunt und unwillig, wenn sie in weißer Nachtmütze, die Tonpfeife in der Hand, die Bibel und das Handelsblatt neben dem Kaffeetopf an ihrer Seite, aus ihrem Landsitz herauschauen, wie das neue, fremde Element auf sie hereinbricht.“

Doch nicht nur die Nationsbildung und die wirtschaftliche Entwicklung beider Länder war durch enorme Ungleichzeitigkeiten geprägt. Auch die politische Kultur Deutschlands und der Niederlande unterschied sich beträchtlich. Im Jahre 1900 brachte sie der deutsche Vizekonsul in den Niederlanden zum Ausdruck, als er in einer Analyse die deutsch-niederländischen Beziehungen im 19. Jahrhundert Revue passieren ließ: „Dazu kam, daß der Holländer, dessen Staatsverfassung den Schwerpunkt der Regierung in die Volksvertretung legt, politisch ganz anders dachte und empfand als der zu monarchischer Gesinnung erzogene Deutsche und mithin für deutsche, namentlich aber preußische Verhältnisse kein Verständnis besaß, dieselben vielmehr einseitig von seinem überwiegend demokratischen Standpunkt aus betrachtete und beurteilte. In Geschmack, Sitten, gesellschaftlichen Anschauungen und Gebräuchen zeigte sich außerdem die unverkennbare Hinneigung zu französischem Wesen, so daß auch in dieser Hinsicht für deutsche Sympathien kein Raum war.“

Warum, so werden Sie fragen, erzähle ich Ihnen dies alles? Um deutlich zu machen, dass Niederländer und Deutsche über Jahrhunderte eine Kultur der differenten Selbst- und Fremdwahrnehmung pflegten, und zwar lange vor der Herrschaft des Nationalsozialismus und der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg. Solche Unterschiede betonte auch der berühmteste niederländische Historiker, Johann Huizinga, der die Grenze zwischen den Niederlanden und

dem Deutschen Reich als Grenze zwischen Westeuropa und Mitteleuropa bezeichnete, wobei er diese Grenze nicht geographisch, sondern politisch-kulturell definierte. Solche Abgrenzungen gehören heute, wo Deutschland seit längerem im Westen angekommen ist, zwar der Vergangenheit an, doch hat die Geschichte bekanntlich einen langen Atem, und prägt bis heute manche Unterschiede in der politischen Kultur beider Länder (auch wenn sich – eine weitere Ironie der Geschichte – der Gegensatz monarchisch versus demokratisch im Verhältnis zwischen Deutschland und den Niederlanden eher umgekehrt hat, denn die Bundesrepublik Deutschland besitzt eine ungleich demokratischere Verfassungsordnung als das Königreich der Niederlande).

Neben den realhistorischen Unterschieden ist für das deutsch-niederländische Verhältnis noch ein struktureller Faktor konstitutiv, der sehr häufig die Beziehungen zwischen einer kleineren und einer größeren Nation bestimmt. Angehörige kleinerer Nationen pflegen sehr häufig nicht nur ein besonders positives Selbstbild, dies zeigen Meinungsumfragen sehr deutlich, nach denen Niederländer und Dänen in der positiven Selbsteinstufung in Europa an der Spitze stehen. Sie tendieren auch dazu, negative Eigenschaften auf den größeren Nachbarn zu projizieren, der in der Regel als arrogant, besserwisserisch, laut, dominant und humorlos gekennzeichnet wird. Solche Eigenschaften schreiben nicht nur viele Niederländer den Deutschen zu, sondern auch viele Belgier den Niederländern, Schotten den Engländern, Dänen den Schweden, Kanadier den US-Amerikanern. Sigmund Freud hat dieses spezifische Abgrenzungsbedürfnis als „Narzißmus der kleinen Unterschiede“ bezeichnet, eine Haltung des „Klein, aber fein“, in der Unterlegenheitsgefühle durch moralische Überlegenheitsgefühle kompensiert werden. Diese Kombination von überaus positiver Selbstkonstruktion, eine Haltung, die im Dänischen auch als „selbstfroh“ bezeichnet wird, und kritischer Distanz gegenüber dem größeren Anderen ließe sich auch als eine Form des Nationalismus definieren, die gerade in kleineren Ländern häufiger anzutreffen ist. Freilich wird diese Haltung in aller Regel nicht als Nationalismus bezeichnet, weil sie sich keiner plumpen nationalistischen Identifikationsmuster bedient, also z. B. militärische Stärke, Größe und Wirtschaftskraft eines Landes, sondern sich oft in das Gewand einer vorgeblich höheren Moralität hüllt. Solche Formen der Abgrenzung vollzieht in aller Regel die kleinere gegenüber der größeren Nation, aber nicht umgekehrt die größere gegenüber der kleineren. Mag sich auch ein Niederländer gegenüber Deut-

schen und Franzosen abgrenzen, so definieren sich Franzosen und Deutsche in der Regel nicht gegenüber Niederländern, wohl aber beispielsweise gegenüber Amerikanern.

Doch weder strukturelle Faktoren noch die jahrhundertelange unterschiedliche Entwicklung beider Länder belasteten die Beziehungen so nachhaltig wie der Überfall Nazi-Deutschlands am 10. Mai 1940 und die nachfolgende fünfjährige Besatzungszeit. Diese wurde von den Niederländern, die fast für Jahrhunderte in einem stillen Winkel Europas gelebt hatten, als traumatischer Einschnitt empfunden. Mehr als 230 000 Niederländer kamen im Zweiten Weltkrieg ums Leben, darunter rund 100 000 Juden. Allein in den letzten Kriegswochen waren im Hungerwinter 1944/45 fast 20 000 Niederländer ums Leben gekommen. Während der Besatzungszeit waren 280 000 Maschinen und 86 Fabriken demontiert und nach Deutschland verbracht worden, so dass 1945 nur noch 40% der Produktionskapazitäten von 1940 vorhanden waren. Ein Zehntel der landwirtschaftlichen Nutzfläche hatten die Deutschen bei ihrem Abzug unter Wasser gesetzt. Die meisten Hafenanlagen waren gesprengt und die niederländische Handelsflotte nahezu komplett vernichtet worden.

1945 fanden sich die Niederlande dann am Katzentisch der Siegermächte wieder, ohne ihre verständlichen Wünsche nach Kompensation und Entschädigung realisieren zu können. Im Gegenteil: Der ehemalige Feind und Besatzer stieg sogar binnen weniger Jahre zum neuen Bündnispartner in EWG und Nato auf. An dieser Entwicklung mussten die Niederländer aus ökonomischen Motiven sogar interessiert sein, waren sie doch wirtschaftlich von Deutschland abhängig. Die überaus schnelle wirtschaftliche und politische Normalisierung der Beziehungen ließ auf niederländischer Seite eine geballte Faust in der Tasche zurück, die in einer lange andauernden kritischen Distanz und anhaltendem Misstrauen gegenüber Deutschland zum Ausdruck kam. Niederländische Bücher über die deutsch-niederländischen Beziehungen nach 1945 tragen die bezeichnenden Titel „Partner uit noodzaak“ (Partner aus Notwendigkeit) oder „Argwaan en profijt“ (Argwohn und Profit).

Die Deutschen gaben sich nach 1945 schnell der Illusion der Normalität hin, entdeckten die Niederlande als pittoreskes Urlaubs- und Ausflugsland und entwickelten eigentlich nie ein Bewusstsein für die Schrecknisse der Besatzungsherrschaft von 1940–1945. Auf diese deutsche Amnesie gegenüber der Besatzungsherrschaft spielt auch ein bekannter niederländischer Witz an:

Am 4. Mai fragt ein Deutscher in Amsterdam einen Niederländer: „Was ist denn hier los?“ Der Niederländer antwortet: „Wir gedenken heute unserer Toten und Gefallenen aus dem Zweiten Weltkrieg.“ Sagt der Deutsche: „Ja, bei uns in Deutschland sind auch sehr viele Menschen umgekommen.“ „Ja“, sagt der Niederländer, „das feiern wir morgen an unserem Befreiungstag.“

Dieser Witz kennzeichnete das Verhalten vieler Deutscher in der Nachkriegszeit gegenüber der jüngsten Vergangenheit durchaus treffend: Zunächst die völlige Unkenntnis über die Bedeutung des 4. und 5. Mai, schließlich der instinktive Verweis auf eigene Opfer zwecks Kompensation und Schuldabwehr.

Für den Umgang der Niederländer mit dieser Vergangenheit ist freilich anzumerken, dass ihre Haltung gegenüber Deutschen nicht unmittelbar aus dem tatsächlichen Ausmaß des Leides abgeleitet werden kann. Dies zeigt ein Vergleich mit den Nationen Osteuropas, die – wie zum Beispiel Russland – vom nationalsozialistischen Deutschland mit einem Vernichtungskrieg ohnegleichen überzogen wurden, und die teilweise ein geradezu irritierend positives Deutschlandbild pflegen. Entscheidend ist nicht das Ausmaß des Leids, sondern dessen nachfolgende Deutung und Übersetzung in öffentliche Geschichtsbilder. Und in diesem Zusammenhang war entscheidend, dass die Niederlande die Vergangenheit über lange Zeit nach dem Schema „Gut“ und „Böse“ erinnerten (Goed en fout). Dabei kam den Niederlanden die Rolle einer Widerstands- und Opfernation zu, die im Kampf gegen den deutschen Besatzer vereint gewesen sei. Dass nur eine kleine Minderheit überhaupt aktiv Widerstand geleistet und eine etwas größere mit den Deutschen sogar eng zusammengearbeitet hatte, wurde weitgehend ausgeblendet. Der niederländische Historiker Friso Wielenga berichtete 2005 auf einer Konferenz, wie seine Klassenlehrerin in den 60er Jahren die Kinder gefragt habe, welche Eltern denn im niederländischen Widerstand tätig gewesen seien, und sich daraufhin sämtliche Kinder gemeldet hätten. „Wahrscheinlich“, so fügte Wielenga süffisant hinzu, „hatte man die Kinder der Widerstandskämpfer alle in eine Klasse getan.“

Die sogenannte „Zweite Generation“ der Niederländer, die häufig in den Kriegsjahren geboren worden war, entwickelte nach 1945 keineswegs differenziertere Geschichtsbilder als ihre Eltern. Sie warf der älteren Generation vor, dem Aufkommen des Faschismus nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, vor 1940 nicht genügend wachsam gewesen zu sein. Vor allem die jüngeren Niederländer, die der „Neuen Linken“ zuneigten, entwickelten einen

antifaschistischen Alarmismus, der die Entwicklung in der Bundesrepublik mit Argusaugen betrachtete, sich darin freilich von der westdeutschen „Neuen Linken“ nicht unbedingt unterschied. Der sogenannte Radikalenerlass in Deutschland, das Aufkommen neonazistischer Gruppierungen und der staatliche Umgang mit dem Terror der RAF standen in den späten 70er Jahren im Zentrum der Kritik – eine Kritik, die als solche ja nicht unberechtigt war, denkt man zurück an die Hysterien des „Deutschen Herbst“ 1977. Etwas anderes war es jedoch, solche Einzelaspekte als Faschisierung der Bundesrepublik zu verallgemeinern, die in manchen Publikationen der niederländischen Linken wie ein faschistischer Polizeistaat erschien. Dies war auch deswegen fragwürdig, weil sich die niederländische Linke gegenüber einem real existierenden Polizeistaat auf deutschem Boden, nämlich der DDR, weitgehend blind und unkritisch zeigte. Das antifaschistische Selbstbild der DDR wurde für bare Münze genommen und nicht kritisch hinterfragt. Niederländische Sozialdemokraten bezeichneten den Bau der Mauer als „historisch notwendig“ und sahen in der DDR gar „eine besondere Form der Demokratie“ verwirklicht. Kein anderes westeuropäisches Land pflegte mit der DDR so positive Beziehungen wie die Niederlande, nicht zuletzt auch ausgedehnte Handelsbeziehungen. So fuhren beispielsweise 16 000 Trabis auf holländischen Straßen, und ich erinnere mich noch, von meinen niederländischen Verwandten in den 70er Jahren in einem Wartburg durch Amsterdam kutschiert worden zu sein. In den Augen mancher Niederländer repräsentierte die DDR ein Deutschland, wie sie es insgeheim gerne gehabt hätten, das nämlich klein und ärmlich anmutete, und nicht wie die Bundesrepublik auftrat, die sich unter der Kanzlerschaft Helmut Schmidts gern als „Modell Deutschland“ präsentierte.

Wie in Deutschland, so stieg auch in den Niederlanden seit Anfang der 80er Jahre das Interesse an den Themen Nationalsozialismus, Besatzungszeit und Holocaust deutlich an. Damit war allerdings unausweichlich die „deutsche Vergangenheit“ in der Öffentlichkeit ungleich präsenter als zuvor, und der Unterricht über deutsche Geschichte an niederländischen Schulen endete in der Regel mit Auschwitz und der Befreiung 1945, ein Umstand, der das Deutschlandbild jüngerer Niederländer deutlich beeinflusst hat.

Dennoch erwuchs aus dem kritischen Deutschlandbild vieler Niederländer lange Zeit kein Problem. Denn das positive Selbstbild der Niederländer und die kritische Sicht auf Deutschland entsprachen interessanterweise einem sehr posi-

tiven Niederlande-Bild der meisten Deutschen und einem kritischen Selbstbild, das in dieser Form bei keiner anderen europäischen Nation festzustellen war. Umfragen belegten sogar, dass die Deutschen sich selbst weitaus negativer beurteilten als die Niederländer die Deutschen (die Niederländer hielten die Deutschen beispielsweise für freundlicher, geselliger, liberaler und toleranter als die Deutschen sich selbst, die umgekehrt den Niederländern diese Eigenschaften in hohem Maße attestierten). Ausländischen Beobachtern fiel auf, dass die Deutschen sich lange Zeit nur ungerne über ihre nationale Herkunft definierten, diese auf Auslandsreisen eher zu verbergen suchten und statt dessen auf ihre regionale Identität verwiesen („Ich bin Hamburger“, „Ich komme aus Bayern“).

Sie werden gemerkt haben, dass ich über Selbst- und Fremdbilder von Niederländern und Deutschen immer in der Vergangenheitsform gesprochen habe, denn zu Beginn der 90er Jahre zeigten sich hier auf beiden Seiten deutliche Veränderungen, die ich im Folgenden skizzieren möchte.

Beginnen wir erneut mit der Sphäre des Fußballs und der Fußballweltmeisterschaft 1990. Diese war nicht nur dadurch gekennzeichnet, dass die Deutschen die Fußballrivalität der Niederländer, auf die sie lange Zeit nicht reagiert, die sie nicht einmal wahrgenommen hatten, jetzt annahmen, ja zunehmend zu ihrer Sache machten. Die WM 1990 offenbarte auch einen in diesem Ausmaß neuen, durch die Euphorie des deutsch-deutschen Vereinigungsprozesses noch gesteigerten Gebrauch nationaler Symbole. Selbst in Kleinstädten und in der damals noch bestehenden DDR versammelten sich Fans nach gewonnenen Spielen auf den Marktplätzen, schwenkten schwarz-rot-goldene Fahnen, bildeten spontan einen Autokorso, hatten sich phantasievoll kostümiert und ihre Gesichter mit Fingerfarben schwarz-rot-gold bemalt. Dass Fußballfans im Stadion die Nationalhymne mitsangen – wie auch die deutsche Nationalmannschaft selbst – war in diesem Umfang ebenfalls neu und noch in den 70er Jahren kaum vorstellbar, als die Spieler die Nationalhymne zumeist kaugummikauend über sich ergehen ließen.

Diese Re-Nationalisierung der Fußball-Symbolik war freilich keine deutsche Spezifität, sondern ein internationales Phänomen, das sich in den 90er Jahren verstärkt bemerkbar machte. Noch in den 70er Jahren hätten sich die Spieler der französischen Nationalmannschaft nicht bei den Händen gefasst und

gemeinsam die Marseillaise geschmettert, wie es mittlerweile Usus geworden ist. Möglicherweise kommt in der Re-Nationalisierung der Nationalspiele eine Gegenreaktion zur Internationalisierung des Vereinsfußballs zum Ausdruck, die nach dem sogenannten Bosman-Urteil des Europäischen Gerichtshofs 1995 auf breiter Front eingesetzt hat. Der Europäische Gerichtshof hatte die bis dahin üblichen Ablösesummen und Ausländerbeschränkungen im Mannschaftssport für rechtswidrig erklärt. Seitdem werden die europäischen Fußball-Ligen – teilweise bis in die dritte Liga hinein – von Spielern dominiert, die nicht die Staatsbürgerschaft jenes Landes besitzen, in dessen Liga sie spielen. Diese Globalisierung des Vereinsfußballs hat die Bedeutung der jeweiligen Nationalmannschaft keineswegs vermindert, sondern eher noch gesteigert – ebenso wie die Globalisierung insgesamt die Identifizierung mit der eigenen Nation eher gefördert als relativiert hat.

Seltsame Blüten trieb nach 1990 die Fußball-Gegnerschaft der Deutschen gegenüber den Niederländern, ein bis dahin unbekanntes Phänomen, denn streng genommen kann man erst seit 1990 von wirklicher Rivalität sprechen, weil dazu bekanntlich zwei gehören. Die deutschen Fußball-Antipathien gegenüber den Niederlanden machten sich nach 1990 immer stärker bemerkbar und erreichten im Jahre 2002 ihren Höhepunkt. Nachdem sich die Niederlande nicht für die WM qualifizieren können, ergoss sich eine deutsche Kollektivhämie über dem Nachbarland. „Auf Wiederseh'n Holland – wir sind dabei“, trällerte beispielsweise Jürgen aus dem „Big Brother“-Container. Das Disco-Lied „Ohne Holland fahr'n wir zur WM“ avancierte zum Sommer-Hit des Jahres, hielt sich 15 Wochen in der Hitparade und wurde über 500 000mal verkauft. Nicht vorenthalten möchte ich Ihnen die Reaktion eines begeisterten Hörers, der auf der Website von amazon folgende Rezension verfasste: „Was mir bis dato unmöglich schien (siehe Deutsche Vergangenheit) wurde wahr, ENDLICH hatte man den Deckmantel des Grauens abgelegt und hat aus purer Schadenfreude eine CD über das Versagen der Holländischen Nationalmannschaft bei der WM-Quali gemacht!!! Endlich wurde hier einmal das Tabu gebrochen und sich mal auf Kosten Anderer lustig gemacht.“

Insgesamt 23 Millionen mal wurde gar die Website „www.ihr-seid-nicht-dabei.de“ angeklickt. Auf dieser konnte man die Spieler der niederländischen Nationalmannschaft mit Holzschuhen, Käse und Joints bewerfen und sich über die neuesten Holländer-Witze informieren (z. B.: „Im heutigen Spiel habe ich

zwei Tore geschossen“, prahlt der holländische Stürmer gegenüber seiner Ehefrau. „Und wie ist das Spiel ausgegangen“? „1:1“ oder: „Warum haben die niederländischen Kinder so große Ohren? Weil ihre Eltern mit ihnen oft an die deutsch-niederländische Grenze fahren, sie an den Ohren hochziehen und sagen: ‚Da drüben wohnen diejenigen, die schon drei Mal Fußballweltmeister geworden sind‘“).

Vorbei waren auch die Zeiten, in denen Niederländern in der deutschen Sportberichterstattung die lange Zeit üblichen rhetorischen Nettigkeiten zuteil wurden (wie das „kleine, sympathische Land“, die „sympathischen, phantasievoll kostümierten Fans“, die „sympathischen Spieler“). Stattdessen machte sich – zwar nicht durchgängig, aber doch teilweise – ein aggressiver Schnodderton bemerkbar – beileibe nicht nur in der „Bild-Zeitung“, die zur Europameisterschaft 2004 die „zehn schönsten Anti-Holland-Songs“ veröffentlichte („Ihr seid so lahm, wir sind so schnell, ihr seid die Söhne von Carrell“). So kam und kommt es immer häufiger vor, dass der für Bayern München spielende holländische Nationalspieler Roy Makaay nach schwachen Leistungen als „Rheuma-Kay“ bezeichnet wird (z. B. in der Hamburger Morgenpost). Den Mittelfeldspieler Edgar Davids stellte Johannes B. Kerner 2004 bei einer Spielübertragung folgendermaßen vor: „Edgar Davids, Spitzname Pitbull, in Deutschland Leinenzwang.“

Die Fußball-Rivalität zwischen den Niederlanden und Deutschland, die bis 1990 eine einseitig niederländische Angelegenheit gewesen war, wurde nun zunehmend zu einer einseitig deutschen, während sie für die Niederländer seitdem an Reiz und Brisanz deutlich verlor. Es war kein Zufall, dass im WM-Jahr 2002 eine niederländische Website sogar zur Unterstützung der deutschen Nationalmannschaft aufrief. Die deutsche Mannschaft habe – so die Initiatoren – „im Gegensatz zu unseren Fußball-Millionären Charakter gezeigt.“ Nicht ohne Ironie listeten sie drei Gründe für die Unterstützung der Deutschen auf:

„1. Gibt es eine schlimmere Strafe für unsere Garnitur schlechter Zirkusartisten als dass wir den Erzfeind liebevoll umarmen?

2. Sollen wir etwa für Belgien sein?

3. Die Deutschen sind insgesamt gar nicht so übel, deshalb Oranjefans, schart euch um unsere neuen Helden, den einzig wahren Weltmeister-Kandidaten: die deutsche Nationalmannschaft.“

Unerwartet freundlich wurden 2000 und 2004 zwei deutsche Spieler in den Niederlanden empfangen, die lange Zeit eher Reizfiguren gewesen waren, nämlich Lothar Matthäus und „Schwalbenkönig“ Bernd Hölzenbein. Anlässlich seines 144. Länderspiels, das 2000 in Amsterdam gegen die Niederlande stattfand, – dies war ein Länderspiel-Weltrekord – erhielt Lothar Matthäus zu seinem eigenen Erstaunen einen Blumenstrauß und vor allem prasselnden Beifall des niederländischen Publikums. Als Bernd Hölzenbein 2004 auf Einladung des Goethe-Instituts in Rotterdam über die WM 1974 sprach, wurde er ausgesprochen herzlich empfangen, und der niederländische Sportjournalist Henk Spaan bescheinigte Hölzenbeins Humor „britische Klasse“. Schallendes Gelächter hatte vor allem Hölzenbeins Antwort auf die unvermeidliche Frage nach dem Elfmeter im Endspiel von 1974 hervorgerufen: „Wenn ein englischer Schiedsrichter einer deutschen Mannschaft einen Elfmeter gibt, dann war es ein Elfmeter.“

Die stark abnehmende Fußball-Rivalität seitens der Niederländer nach 1990 und die umgekehrt zunehmende der Deutschen entsprach signifikanten Veränderungen im Selbst- und Fremdbild beider Nationen. Auch hier war der Fußball ein Spiegelbild allgemeinerer Entwicklungen, und man geht wohl nicht fehl, die wachsende Adaption der Fußball-Rivalität durch die Deutschen als indirekten Ausdruck eines wachsenden deutschen Nationalbewusstseins zu deuten. Mit der deutsch-deutschen Vereinigung am 3. Oktober 1990 hatte die deutsche Frage ihre endgültige nationalstaatliche Antwort gefunden. Seitdem wächst die Bereitschaft der Deutschen, sich selbst im Rahmen eines nationalen Kollektivs zu definieren, bzw. sich mit dieser nationalen Zugehörigkeit zu arrangieren, wobei diese Bereitschaft in Ostdeutschland – ungeachtet des Ossi-Wessi-Gegensatzes – deutlich stärker ausgeprägt ist. (Stolz auf die deutsche Herkunft sind laut Umfragen doppelt so viele Ostdeutsche wie Westdeutsche.) Man könnte diese Entwicklung einerseits als „Normalisierung“ beschreiben, als Angleichung des nationalen Bewusstseins an das Niveau anderer europäischer Länder, andererseits aber auch als Verlustgeschichte, z. B. als schleichenden Verlust an Selbstkritik.

Nach 1945 hatten sich die Deutschen stets in besonderer Weise dafür interessiert, was andere über sie denken. Deshalb sind empirische Untersuchungen über das nationale Image geradezu eine deutsche Manie, bedenkt man etwa, dass das Auswärtige Amt in den letzten vier Jahren allein fünf

Studien zum Deutschlandbild in den USA in Auftrag gegeben hat. Solche Umfragen spiegelten lange Zeit ein echtes Informationsbedürfnis einer exportorientierten und gleichzeitig verunsicherten Nation wider. Mehr und mehr spielt jedoch auch der Wunsch eine Rolle, sich im Spiegel der Anderen selbst auf die Schulter klopfen zu wollen, d. h. Anerkennung für die politischen und wirtschaftlichen Leistungen der Deutschen nach 1945 zu erhalten. Wer diese Anerkennung scheinbar verweigert, der zieht Aggressionen auf sich. Dies mussten die Niederländer Anfang der 90er Jahre erfahren, als eine Reihe von Meinungsumfragen bekannt und in der deutschen Presse breit erörtert wurden, die ein kritisches Deutschlandbild vor allem niederländischer Jugendlicher offenbarten. Schlagzeilen machte 1993 besonders die sogenannte „Clingendael-Studie“, der zufolge 46% der niederländischen Jugendlichen die Deutschen für „kriegstreibend“ hielten und gar 47% ihnen attestierten, sie wollten „die Welt beherrschen“. In der daraufhin anlaufenden öffentlichen Empörung in Deutschland ging nicht nur unter, dass die Jugendlichen die Deutschen gleichzeitig als besonders „demokratisch“ und „fortschrittlich“ eingestuft hatten – viel stärker als beispielsweise die Franzosen und Briten – sondern auch der Umstand, dass die Clingendael-Studie Teil einer selbstkritischen inner-niederländischen Debatte war, in der klischeebesetzte Vorstellungen über Deutsche öffentlich gemacht und an den Pranger gestellt wurden (Ich komme auf diese Debatte noch zurück). Stattdessen verfestigte sich – in der deutschen Presse wie in der Öffentlichkeit – das Klischee vom deutschfeindlichen Niederländer und zeitigte entsprechende Folgen. So wusste der niederländische Botschafter in Deutschland 1994 zu berichten, dass die einstmaligen Sympathien vieler Deutscher den Niederländern gegenüber fast vollständig geschwunden seien. Dies schlug sich nicht zuletzt in einer zunehmend kritischeren Berichterstattung in den Printmedien nieder.

An die Spitze des medialen Holland-Bashing setzte sich in Deutschland der SPIEGEL, der im Februar 1994 die Titelgeschichte „Frau Antje in den Wechseljahren“ veröffentlichte. Die Niederlande erschienen dabei als abschreckendes Beispiel einer permissiven Gesellschaft mit falsch verstandener Toleranz gegenüber Drogenhandel und Kriminalität, mit einem überbordenden, nicht mehr zu finanzierenden Sozialstaat, mit Deutschenhass und schlechtem Essen: „Die Holländer speisen, als hätten sie gerade einen Krieg verloren: hochkalorischen Gemüsematsch mit fetten Wurstschnibbeln, den sie ‚stampoltje‘ nennen. Oder

sogenannten Balkenbrei aus Schmalz, Mehl und Schweineblut oder schorfige fußwarme Krokette aus Automaten - ‚aus der Mauer‘, wie es der Volksmund nennt.“ An die Stelle des Topos vom „kleinen, sympathischen Land“ war der Begriff des „kranken Landes“ getreten. Die Tonart, in der mancher Holland-Bericht im SPIEGEL oder der Süddeutschen Zeitung abgefasst war, unterschied sich von der des Satire-Magazins Titanic nur graduell. Im Frühjahr 1995 witzelte Titanic, kurz nachdem das Hochwasser des Rheins in den Niederlanden zu einer Beinahe-Überschwemmungskatastrophe geführt hatte: „Tja, Käsköpfe, jetzt habt Ihr’s mit der Angst zu tun gekriegt, wie? Da seid Ihr zu Hunderttausenden aus Euren Poldern gekrochen, was? Weil unser Vater Rhein Euch beinah die Deiche durchweicht hätte, he? Das kommt davon, wenn man anderer Leute Nationalspieler anspuckt und sich mit anderer Leute Nationaltrikots den Hintern abwischt. Ein Fluß verißt nicht. Sowenig wie Titanic“.

Wollte man die deutsch-niederländischen Zwistigkeiten zu Beginn der 90er Jahre mit Sigmund Freud beschreiben, dann könnte man sagen, dass hier ein Narzissmus der kleinen Unterschiede auf niederländischer mit einem gekränkten Narzissmus auf deutscher Seite zusammenkam.

Während jedoch die deutsche Seite erstmals massiv negativ auf kritische Deutschlandbilder in den Niederlanden reagierte, vollzog sich auf niederländischer Seite eine gegenteilige Entwicklung. Vor allem die Clingendael-Studie löste in den Niederlanden 1993/94 erstmals eine breite öffentliche und selbstkritische Debatte über das Verhältnis zum deutschen Nachbarn aus. In diese Debatte waren sämtliche Eliten des Landes involviert: Das niederländische Königshaus, zahlreiche Politiker und Diplomaten, die Wirtschaft, jedoch auch Journalisten, Intellektuelle und Schriftsteller. Typisch für den fast appellativen Grundton dieser Debatte war das Statement des ehemaligen niederländischen Außenministers Hans van Mierlo: „Wenn es ein Volk gibt, das aus der Geschichte gelernt hat, dann das deutsche. Wenn es ein Volk gegeben hat, das großzügig Flüchtlingen ein Obdach geboten hat, dann das deutsche. Seit Gründung der Bundesrepublik hat Deutschland sich zu einem pluralistischen, demokratischen Rechtsstaat entwickelt. Es gilt dafür zu sorgen, daß vor allem in der Schule all diesen Aspekten mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird.“

An der niederländischen Deutschland-Debatte 1993/94 fiel besonders die oft scharf formulierte Selbstkritik auf. Distanz gegenüber Deutschen – so der niederländische Botschafter in Deutschland – sei leider eine anerkannte, in man-

chen Kreisen gar zum guten Ton gehörende „Variante unseres Fremdenhasses“, die oft mit einem beschönigenden Blick auf die eigene Geschichte einhergehe. Denn, so der Botschafter weiter: „Jugendliche in den Niederlanden wissen alles über den Eisenbahnerstreik im Jahre 1944. Sie wissen aber nicht, daß das Eisenbahnpersonal in den Jahren 1941 bis 1943 protestlos an der Deportation von 100 000 Juden mitarbeitete.“

Niederländische Historiker wie Hans Blom, der Leiter des NIOD, des größten zeitgeschichtlichen Forschungsinstituts der Niederlande, hatten schon in den 80er Jahren massive Retuschen an der Schwarz-Weiß-Perspektive auf die deutsche Besatzungszeit angemahnt. Nicht schwarz oder weiß, sondern grau in grau sei der Alltag der meisten Niederländer damals verlaufen. Partieller Dissens sei oft mit vielfältiger Anpassung einhergegangen. Jetzt – Mitte der 90er Jahre – war diese Erkenntnis über die Kreise der Historiker hinaus Allgemeingut einer breiteren Öffentlichkeit geworden, und die niederländische Königin Beatrix machte sich diese Perspektive in ihrer Weihnachtsansprache 1994 ausdrücklich zu eigen. In dieser erinnerte sie einerseits an den deutschen Widerstand gegen den Nationalsozialismus, und rückte andererseits den niederländischen Widerstand in der Besatzungszeit deutlich zurecht: „Der Widerstand war nicht allgemein; ja, die meisten entschieden sich dafür, so normal wie möglich weiterzuleben. Sie schauten darum manchmal in eine andere Richtung, wenn am hellichten Tag düstere Dinge geschahen. Später trugen sie die verborgene Scham mit sich herum.“

Deutlich wird an diesen Zitaten, wie stark die Deutschland-Debatte in den Niederlanden geradezu national-pädagogische Züge trug. Selbst- und Fremdbilder verhielten sich dabei zueinander wie ein System kommunizierender Röhren, d. h. Bemühungen um ein differenziert-positiveres Deutschlandbild gingen mit einem kritischer werdenden Selbstbild einher. Als Beispiele für dieses kritischer werdende Selbstbild seien hier nur stichwortartig genannt

1) die öffentliche Debatte um das Verhalten niederländischer Blauhelm-Soldaten bei der Übergabe des bosnischen Srebrenica 1995, die dem serbischen Massaker an der Zivilbevölkerung vorausgegangen war. Nach einem kritischen Untersuchungsbericht des schon erwähnten NIOD verkündete die Regierung unter Premier Wim Kok 2002 ihren Rücktritt.

2) eine kritischere Sicht auf die niederländische Kolonialzeit und den Unabhängigkeitskrieg um Indonesien 1945–1949, der von niederländischer

Seite mit besonderer Härte geführt worden war, die man lange Zeit als „Poli-zeiaktionen“ euphemistisch bemäntelt hatte.

3) die Debatte über Erscheinungen des Hooliganismus und des Antisemitismus in niederländischen Fußballstadien, die durch das Buch Simon Kupers über Ajax Amsterdam weit über die Niederlande hinaus Aufsehen erregte (engl. Titel: Ajax, the Dutch, the War). In dem Buch beschäftigt sich Kuper nicht nur mit den antisemitischen Tiraden, denen Fans von Ajax Amsterdam wegen der jüdischen Traditionen des Vereins ausgesetzt sind (so ist es nicht selten, dass gegnerische Fans Zischlaute von sich geben, um das Geräusch ausströmenden Gases zu imitieren oder gar „Hamas, Hamas, Juden ins Gas“ rufen). Als nicht weniger peinlich stufte Kuper die systematische Verleugnung bestimmter Traditionen durch die Ajax-Vereinsführung ein, die bestrebt sei, dem Image des „Judenklubs“ nicht Vorschub zu leisten.

Seit einigen Jahren verdichten sich die Indizien, dass sich die Niederlande gar in einer gewissen Identitätskrise befinden. Zu nennen wären zum Beispiel der kometenhafte Aufstieg und die Ermordung des Populisten Pim Fortuyn im Jahre 2002. Für Irritation sorgte auch die Welle der Islamophobie nach der brutalen Ermordung des Filmemachers Theo van Gogh durch einen radikalen Islamisten Ende 2004. Dabei fielen insbesondere Äußerungen auf, in denen das Prinzip der Toleranz, das Niederländer jahrzehntelang wie eine Monstranz vor sich hergetragen hatten, massiv in Frage gestellt wurde.

Auf die deutsch-niederländischen Beziehungen hatten die geschilderten Entwicklungen keine negativen Auswirkungen, eher im Gegenteil. Nach dem Mord an van Gogh wusste die Süddeutsche Zeitung zu berichten: „Mehrere bekannte Kolumnisten und Schriftsteller haben im Radio ihren Entschluss bekannt gegeben, nach Deutschland auszuwandern. Bevorzugtes Ziel ist Berlin. Denn die Berliner hält man für zuvorkommend, die Wohnungen seien dort groß, die Lebenshaltungskosten niedrig und außerdem hätten die Berliner ja ihre historische Lektion gelernt. Auch Theo van Gogh hatte davon gesprochen, das stickige und kleinbürgerliche Holland verlassen zu wollen.“

Bedenkt man, dass gerade Intellektuelle und Schriftsteller noch in den 70er Jahren an vorderster Front des Deutschland-Bashings gestanden hatten, dann sind die realen Wandlungen des Deutschland-Bildes in den Niederlanden, die sich beschleunigt in den letzten zehn Jahren vollzogen haben, nicht zu übersehen. Diese Wandlungen spiegeln sich auch in einer jüngsten Meinungsfrage

wider, die – man ahnt es schon, das Bundespresseamt bei Emnid in Auftrag gegeben hat, um das Image der Deutschen im Vorfeld der Fußballweltmeisterschaft in elf verschiedenen Ländern zu untersuchen. Dabei stellte sich interessanterweise heraus, das das positivste Deutschlandbild in den USA und den Niederlanden ermittelt wurde. Die große Mehrheit der Niederländer hielt die Deutschen nicht nur für sympathisch, sondern auch für „gastvrij, vlijtig en voetbalek“ (gastfreundlich, fleißig und fußball-bekloppt). Ohnehin hat man den Eindruck, dass die niederländisch-deutsche Fußballrivalität ihren Zenit deutlich überschritten hat und vor allem medial inszeniert und zelebriert wird. Auf Entspannung deutet jedenfalls ein niederländisches Werbeplakat, das Frank Rijkaard und Rudi Völler fröhlich scherzend im Bademantel an einem Frühstückstisch zeigt. Untertitel: „Mit echter Butter kriegt man sie wieder an einen Tisch.“

### Literaturhinweise

Hans van den Boef (Hrsg.), In de Broek van de Vijand. Waarom wij niet woedend zijn, Amsterdam 1994

Markus Hesselmann/Christopher Young (Hrsg.), Der Lieblingsfeind. Deutschland aus der Sicht seiner Fußballrivalen, Göttingen 2006

Simon Kuper, Ajax, the Dutch, the War, London 2003

Horst Lademacher, Zwei ungleiche Nachbarn. Wege und Wandlungen der deutsch-niederländischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert, Darmstadt 1990

Dik Linthout, Frau Antje und Herr Mustermann. Niederlande für Deutsche, Berlin 2004

Ingo Schiweck, Kicken beim Feind? Der ganz alltägliche Friede hinter dem deutsch-niederländischen Fußballkrieg, Düsseldorf 2006

Thomas Schneider (Hrsg.), „Wij halen onze fietsen terug – wir holen unsere Fahrräder zurück“. Vom Prozeß einer nachbarlichen Annäherung, Frankfurt am Main 1995

Friso Wielenga, Vom Feind zum Partner. Die Niederlande und Deutschland seit 1945, Münster 2000

---

## **Amerikanische Konsuln und ihre Berichterstattung aus dem Hamburg des „Dritten Reichs“<sup>1</sup>**

---

Als William E. Dodd, der US- Botschafter in Berlin, im Dezember 1934 für das State Department den Jahresbericht über die politische Berichterstattung seiner Konsuln aus Deutschland erstellte, bekam John G. Erhardt, der amerikanische Repräsentant in Hamburg, gute Noten: „The variety of interests at this post have afforded opportunity for valuable political reporting, and this office has supplied some of the most interesting and vital reports received, reflecting the conservative views of merchants of the old Hanseatic town and at the same time not ignoring the hostile attitude of a great part of the population to the principles of National Socialism.“ Erhardt verfüge über wertvolle Außenkontakte und „knows how to repeat what he hears and sees“.<sup>2</sup> Die Wertschätzung, die Erhardt genoss, setzte sich auch in den folgenden Jahren fort. Die Aktivitäten von Erhardts Nachfolger, Generalkonsul Wilbur Keblinger, der sein Amt im Herbst 1937 antrat, wurden dagegen zunächst kritischer bewertet. Viele von Keblingers Berichten seien „of little interest from a national point of view. Moreover, Mr. Keblinger has tended to write too much with regard to the press in Hamburg which, with few exceptions, carries essentially the same material published in the German papers.“<sup>3</sup> In den Jahresberichten für 1939 und 1940 lauteten die Urteile über Keblinger aber günstiger, und die Berliner Botschaft vermerkte außerdem positiv, dass unter seiner Leitung in Hamburg auch Vizekonsuln die Gelegenheit zur politischen Berichterstattung bekommen hatten.

Die politische Berichterstattung war nach einer grundlegenden Reform des amerikanischen diplomatischen Dienstes in den 1920er Jahren endgültig zu

einem festen Bestandteil der Aufgaben der US-Konsulate geworden.<sup>4</sup> Neben traditionellen Pflichten wie der Wahrnehmung amerikanischer Wirtschaftsinteressen, der Betreuung eigener Bürger in Notlagen und der Ausstellung von Visa für Ausländer ging es nun auch darum, „local happenings of moment“ und „information concerning sectional reactions to national trends“ zu erfassen, wie es die Botschaft in Berlin 1939 formulierte.<sup>5</sup> So sollte der Informationsstand der US-Regierung verbessert werden. Zugleich konnten sich die Konsuln damit für höhere Aufgaben empfehlen. Die Voraussetzungen waren günstig: Bis zur Schließung ihrer Dienststellen im Juli 1941 unterhielten die Amerikaner ein dichtes Netz von Vertretungen mit Generalkonsulaten in Berlin, Frankfurt, Hamburg und München sowie Konsulaten in Bremen, Breslau (bis 1939), Köln, Königsmberg (ab 1939), Dresden, Leipzig und Stuttgart.<sup>6</sup> Nach der Annektierung Österreichs im März 1938 fiel auch das Wiener Generalkonsulat in die Zuständigkeit der Berliner Botschaft. Während amerikanische Botschafter in der Öffentlichkeit und im US-Kongress nach der Jahrhundertwende immer wieder dafür kritisiert wurden, einseitig die Ostküstenelite zu repräsentieren, waren die Konsuln in ihrer Heimat unumstritten, weil sie meist der Mittelschicht entstammten, über Berufserfahrung außerhalb des diplomatischen Dienstes verfügten und insgesamt die soziale und regionale Vielfalt der USA besser widerspiegeln.<sup>7</sup> Mit ihrem Hintergrund, der ihnen idealerweise den Zugang auch zu Kreisen außerhalb der hohen Politik und des Cocktailparty-Publikums der Hauptstädte ermöglichte, waren sie für ihre Beobachterfunktion gut qualifiziert.

Viele der während des „Dritten Reichs“ in Deutschland stationierten Konsuln verfügten zudem bereits über landeskundliche Erfahrung. In Hamburg galt dies allerdings nur für John E. Kehl, der den Posten dort 1929 übernommen hatte und im Herbst 1933 wieder abberufen wurde. Kehl stammte aus Cincinnati, hatte im Verlagswesen gearbeitet und war 1897 Konsul in Stettin geworden. Nach dem Krieg, von 1921 bis 1929, war er nacheinander bei der Amerikanischen Kommission in Berlin sowie als Konsul in Breslau und Stuttgart tätig. Sein Nachfolger John G. Erhardt stammte aus Brooklyn, hatte in den USA und in Athen Altertumskunde studiert, als Jurist praktiziert, und war ab 1920 an den US-Konsulaten in Athen und Winnipeg, im State Department sowie ab 1930 als Konsul in Bordeaux eingesetzt. Wilbur Keblinger, der Erhardt im Februar 1937 ablöste, stammte aus West Virginia, hatte die Militärakademie besucht, als Journalist gearbeitet, war 1899 in den diplomatischen Dienst ein-

getreten und hatte fünf Jahre später an der George Washington University seinen Abschluss in Jura gemacht. Zu seinen konsularischen Stationen vor Hamburg zählten Fiume, Bombay und Victoria. Über längere Erfahrung in Deutschland verfügten in Hamburg einige der sonstigen Mitarbeiter, z. B. Alan N. Steyne, Vizekonsul in der Hansestadt seit 1931, Lester L. Schnare, ebenfalls Vizekonsul in Hamburg seit 1931 und zuvor bereits vier Jahre in Breslau tätig gewesen, sowie Charles W. Thayer, der vor seiner Zeit in Hamburg 1939/40 über ein Jahr in Berlin gewesen war. Thayer sollte in den frühen 1950er Jahren als Politischer Liaisonoffizier bei der Bundesregierung und Konsul in München nach Deutschland zurückkehren.<sup>8</sup>

Die Statistiken, die die US-Botschaft in Berlin über die politische Berichterstattung ihrer Konsuln führte, weisen aus, dass die Hamburger in den Jahren 1933 bis 1940 annähernd 500 Berichte verfassten und damit nur knapp hinter Köln, aber z. B. weit vor Konsulaten wie Leipzig (rund 70) oder Bremen (rund 60) lagen. Auch die großen Dienststellen in München oder Frankfurt erstellten über den gesamten Zeitraum nicht mehr als 260–270 Berichte, während John Erhardt allein im Jahr 1936 91 Berichte nach Berlin sandte.<sup>9</sup> Leider stellt sich die Quellenlage aber keineswegs so günstig dar, wie man aufgrund dieser Zahlen vermuten könnte, denn die Unterlagen der US-Konsulate aus den dreißiger Jahren sind mit Ausnahme von Restbeständen aus Köln und Bremen nicht erhalten geblieben. Auch die Akten der US-Botschaft in Berlin, der ersten und – neben dem Berliner Generalkonsulat – oft einzigen Adressatin der Konsularberichte, sucht man in den National Archives vor den Toren Washingtons vergeblich: Sie fielen während des Krieges einem Brand zum Opfer.<sup>10</sup>

Somit bleibt nur die Überlieferung des State Department selbst, dessen Akten für die dreißiger Jahre in einem komplexen Ablagesystem nach Ländern und Themen gegliedert sind. Der Bestand „862.--: Germany. Internal Affairs“, der auch mikroverfilmt ist, enthält sämtliche Berichte des Berliner Generalkonsulats, aber nur vereinzelt die Berichte der anderen Konsulate.<sup>11</sup> Aus Hamburg liegen zwar knapp 90 Dokumente vor, darunter aber größtenteils Berichte zu deutschen Außenwirtschaftsregelungen, die unmittelbar die Interessen amerikanischer Firmen und Reedereien berührten. Eine umfassende Rekonstruktion und Interpretation der amerikanischen Sicht auf die Geschehnisse in Hamburg und ihre Perzeption durch die Bevölkerung oder gar eine fortlaufende Chronik städtischer Ereignisse aus der Sicht der neutralen diplomatischen Beobachter ist

daher leider nicht mehr möglich. Die fehlende offizielle Überlieferung lässt sich auch nicht durch die Nachlässe der Konsuln kompensieren, denn Recherchen danach blieben bisher ergebnislos.<sup>12</sup> Dennoch bietet das vorhandene Material punktuelle Einsichten in die Hamburger Stadtgeschichte und ihre Beurteilung von außen, wie die folgenden Beispiele deutlich machen. Sie konzentrieren sich auf zwei unterschiedliche Schwerpunkte: den Antisemitismus und die ersten Kriegserfahrungen 1939/40.<sup>13</sup>

Der erste erhalten gebliebene Bericht John Kehls über die antijüdische Politik der neuen Machthaber und die Vorbereitungen des „Judenboykotts“ vom 31. März 1933 illustriert, dass die amerikanischen Konsulatsberichte keineswegs einfache Abbilder der Wirklichkeit sind. Wie alle anderen Quellen auch bedürfen sie der Interpretation und sagen häufig ebensoviel über ihre Verfasser wie über die historische Realität selbst aus: Im vorliegenden Fall wies Kehl zunächst darauf hin, dass es im Hamburger Bezirk zwar „beatings, isolated killings, and house visitations“ gegeben habe, aber „not on an extensive scale“. Eine kleine Zahl schwerer Zwischenfälle vom 5. bis 12. März sei auf übereifrige Jugendliche zurückzuführen gewesen, die man inzwischen unter Kontrolle gebracht habe. Insgesamt stellte Kehl den Nationalsozialisten ein ausgezeichnetes Zeugnis aus: „The ‚revolution‘, insofar as the Hamburg district is concerned, may be termed bloodless, well-organized, and efficiently conducted. Many persons are still held in custody, largely in the interest of general order and the personal welfare of those detained. It must be apparent that if arrests had not been effected, there would undoubtedly have been much bloodshed and disorder.“<sup>14</sup>

Kehls Sichtweise dürfte auch von seinen Erfahrungen in der unruhigen Endphase der Weimarer Republik beeinflusst worden sein, in der Hamburg mit dem sogenannten „Altonaer Blutsonntag“ im Juli 1932 einen Höhepunkt politischer Gewalt mit 18 Toten erlebte. Das Hauptmotiv für seine Einschätzungen wurde aber in den folgenden Absätzen sichtbar: „The welfare of the majority – those who sincerely have the interests of the country at heart – have apparently been well and satisfactorily served, while those, including Communists and Radical Socialists, whose interest in national welfare efforts may be seriously questioned, have not fared so well, – a situation as it should be. It must be admitted that the National-Socialist organization before it came into power, and since then the Nazi-Nationalist Government, have rendered invaluable services to the world at large in crushing Communism in Germany, which may have a

salutary effect in other countries insofar as the eradication of the Communist plague is concerned.“ Kehl hob hervor, dass amerikanische Staatsbürger in Hamburg nicht zu Schaden gekommen seien und schloss mit einer scharfen Kritik der ausländischen Presse, deren übertriebene Berichterstattung er für dafür verantwortlich machte, dass der Antisemitismus in Deutschland das gegenwärtige Ausmaß erreicht habe. Er warnte davor, auf Provokationen der „Opposition“ hereinzufallen.<sup>15</sup> Fünf Tage später berichtete er in sachlicherem Ton über den Ablauf des Boykotts jüdischer Geschäfte am 1. April. Während dieser in Hamburg vergleichsweise unauffällig abgelaufen sei, seien in Altona vor allem kleinere Läden massiver betroffen und auch zahlreiche bewaffnete Nationalsozialisten zu sehen gewesen.<sup>16</sup>

Kehls Bewertung der nationalsozialistischen „Revolution“ dürfte bei dem Berliner Generalkonsul George S. Messersmith, der die NS-Aktionen im Frühjahr in regelmäßigen langen Berichten nach Washington schärfstens kritisierte, mit Entsetzen aufgenommen worden sein. Messersmith, nach Einschätzung von US-Präsident Franklin D. Roosevelt „one of the best men we have in the whole service“, und auch der Berliner Konsul Raymond H. Geist, der nach dem Wechsel Messersmiths als Gesandter nach Wien 1934 die kritische Berichterstattung fortsetzte, durchschauten von Anfang an Methoden und Ziele der nationalsozialistischen Politik und taten alles, um ihre Vorgesetzten in Washington darüber aufzuklären.<sup>17</sup>

Von Kehls Nachfolger Erhardt liegen erst wieder einige Berichte aus der Mitte der dreißiger Jahre zum „deutsch-jüdischen Problem“ vor, die sich vor allem mit der Frage der jüdischen Auswanderung beschäftigen. So berichtete er im September 1935 über ein von Mitgliedern der Hamburger jüdischen Gemeinde erarbeitetes Auswanderungsprogramm, das der Reichsregierung die Auswanderung von jährlich 13 000 Juden nach Palästina und 7000 in andere Länder vorschlug.<sup>18</sup> Erhardt diskutierte in diesem Dokument wie auch in einer weiteren ausführlichen Stellungnahme aus dem Jahr 1936 die finanziellen und politischen Schwierigkeiten, die mit solchen Plänen sowohl in Deutschland als auch in den Aufnahmeländern verbunden waren. Dabei war die Palästina-Lösung wegen der dortigen Sicherheitslage schon im Mai 1936 nicht mehr realistisch: Es gebe eine „growing conviction among the Hamburg Jews, which, I am certain, reflects the attitude of their co-religionists elsewhere in the Reich, that emigration to the Holy Land would be, for them, taking the serious chance

that after settling there, they might well, within a few years, have to undergo the same uprooting which they are now experiencing here". Inzwischen erschienen die Vereinigten Staaten als „the sole remaining haven“. Trotz anderslautender Beteuerungen z. B. von Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht werde der Ausschluss der Juden aus dem Wirtschafts- und Arbeitsleben ständig vorangetrieben.<sup>19</sup>

Erhardt ging nach Gesprächen mit führenden Hamburger Juden davon aus, dass diese versuchen würden, nach den Reichstagswahlen vom November 1936 das Tempo der Auswanderung in die USA zu erhöhen. Andererseits wäre in der Gemeinde bekannt, dass angesichts der eigenen wirtschaftlichen Probleme selbst amerikanische Juden einer Masseneinwanderung kritisch gegenüberstünden. Um den Druck auf den angespannten amerikanischen Arbeitsmarkt nicht weiter zu erhöhen, hatte das State Department in den dreißiger Jahren seine Konsuln dazu angehalten, die sogenannte LPC-Klausel rigoros anzuwenden und Visa nur für diejenigen auszustellen, die „not likely to become a public charge“ waren und entsprechende eidesstattliche Versicherungen von Blutsverwandten beibringen konnten.<sup>20</sup> Bemerkenswerterweise stellte Erhardt die Handhabung dieses Kriteriums vorsichtig in Frage: „For example, a skilled, well educated technician without close relatives in the United States, who has been with the German State Railways, speaks English and occupied a high position of trust and who has merely been forced out because of a Jewish ancestor would, other qualities being equal, be potentially a more desirable future citizen than a village shopkeeper who fortunately happens to have a rich uncle operating a retail store in New York but whose background and outlook will render it very difficult for him to adapt himself to the American ways and mental outlook.“ Letztlich ging es Erhardt, aber offenbar auch der jüdischen Gemeinde in Hamburg, darum, einen Kompromiss zu finden, der mehr Spielraum bei der Visavergabe ermöglichte, ohne Juden aus den osteuropäischen Diktaturen, vor allem Polen und Galizien, einzubeziehen.<sup>21</sup>

Bekanntlich führten die in unterschiedlichsten Formen und auf unterschiedlichsten Ebenen angestellten Überlegungen, das „Judenproblem“ auf dem Verhandlungsweg durch eine geordnete Massenauswanderung zu lösen, ins Leere. In Deutschland selbst wurden die wenigen verbliebenen Freiräume immer enger. In diesen thematischen Zusammenhang, zugleich aber auch in den Rahmen der Wirtschaftsberichterstattung des Hamburger Konsulats, gehö-

ren die Vorgänge um eines der traditionsreichsten Bankhäuser der Stadt, die Wilbur Keblinger im April 1938 aufmerksam verfolgte: „I have the honor to report that M. M. Warburg & Co., which has been established in Hamburg under that name since 1797 and has played a part of major importance for many years in the banking and commercial life of the community, has at last been forced to capitulate to the pressure put by the Reich authorities upon Jewish firms in general and to decide upon reorganization so that the firm may be ‚Aryanized‘.“<sup>22</sup> Zwar seien entsprechende seit Wochen im Umlauf befindliche Gerüchte von Mitarbeitern der Bank auch im privaten Gespräch mit Konsulatsangehörigen immer bestritten worden. Nun aber sei die Umstrukturierung – mit der Bitte um Vertraulichkeit – bestätigt worden. Keblinger konnte eine detaillierte Übersicht über die Mitglieder der neuen „arischen“ Kommanditgesellschaft, ihre Kapitalanteile und die Geschäftsführung geben. Er charakterisierte den Vorgang als „surface Aryanization“, bei der der Einfluss der Familie letztlich gewahrt bleibe. Von den verbliebenen vierzig jüdischen Mitarbeitern würden fünf pensioniert und fünfzehn auswandern. Für die restlichen zwanzig bestehe eine offizielle Zusage, dass sie zunächst bei Warburg weiterarbeiten könnten. Die Seniorpartner der Firma, Max M. und Fritz M. Warburg strebten die Fortsetzung ihrer philanthropischen Tätigkeiten an, andere Familienmitglieder würden zu den ausländischen Zweigen des Warburg-Imperiums wechseln. „The Warburgs appear to be taking the change in their fortunes philosophicaly as something inevitable under the policies of the present German regime. They seem to feel that they are making as good a deal as possible under the circumstances and that the form of reorganization leaves them, as they express it, with a foot in their own door by which to reopen it if the possibility should ever arise.“ Keblinger schloss mit der Erwartung, dass die „liquidation of the leaders of the Hamburg Jewish community will be followed by increased pressure on Jewish commercial men in Hamburg, who are being progressively forced out of business“.<sup>23</sup> Keblingers Vorhersage sollte sich rasch bestätigen und dabei auch die in Hamburg verbliebenen Warburgs nicht verschonen: Die neue Firmenkonstruktion ließ sich nicht lange in der ursprünglichen Form halten, und Max Warburg kehrte mit Frau und Tochter schon im Sommer 1938 von einer Amerikareise nicht mehr nach Deutschland zurück.

Ein Jahr später beschäftigte das Konsulat mit der heraufziehenden Kriegsgefahr dann erstmals das zweite Thema, das hier vorgestellt werden soll.<sup>24</sup> Im

Mai 1939 berichtete Keblinger über den Luftschutz in Hamburg, den er im Vergleich zu London und Paris als mangelhaft bewertete: So seien keine speziellen Schutzräume eingerichtet worden, und es gebe nur oberflächliche Planungen, wo man während eines Luftangriffs Schutz finden könne. Schulungstreffen für Luftschutzbeauftragte in Wohnblocks stießen auf wenig Interesse und wurden gemieden. Gasmasken, deren Kauf im Herbst 1938 mit wenig Erfolg empfohlen worden sei, würden nun kaum noch propagiert und seien schwer zu bekommen. Zwar wisse man nichts über die Einzelheiten der Luftschutzvorbereitungen des Militärs und der Luftwaffe, aber „[t]he very fact that what appears to be a very casual effort on the part of the military authorities to afford protection to the populace during enemy air raids leads to the assumption that those in high authority either believe that there will be no war or that they are confident of the ability of the military and air force to minimize the extent of the damage that may be done by enemy air raids“.<sup>25</sup>

Die Hoffnung, dass es nicht zu einem Krieg kommen werde, zerbrach dreieinhalb Monate später. Im November 1939 gab Vizekonsul Ralph C. Getsinger einen ersten umfassenden Überblick über „Hamburg after two months of war“.<sup>26</sup> Er wies gleich zu Beginn auf die besondere Situation Hamburgs als Handels- und Hafenstadt hin: „In addition to the restrictions and controls common to the rest of the Reich, the war has meant for Hamburg a dislocation of peacetime economic activity probably more profound than that experienced by any of the larger German cities. Hamburg is the greatest port of Europe and the beginning of war and the British blockade promptly destroyed the major part of its trade.“ Allerdings gelang der Ausgleich durch die Umstellung auf die Erfordernisse der Kriegswirtschaft reibungslos: „The multitude of adjustments necessary to convert Hamburg from a peacetime to a wartime basis were effected with the minimum disturbance. The rapidity with which new controls and new bureaux to exercise them were established, and the efficiency with which they functioned from the very beginning are evidence of the most thorough preparation and highest degree of organizational skill.“

Den größten Einschnitt für die Zivilbevölkerung bedeutete zunächst die Einführung der Lebensmittelrationierung.<sup>27</sup> Viele Produkte waren nur noch auf Lebensmittelkarten zu bekommen, Tee und Kaffee waren gar nicht mehr erhältlich. Auch Schokolade sei Mangelware, solle aber nach den offiziellen Ankündigungen über Weihnachten wieder vorhanden sein. Auch zahlreiche „freie“ Pro-

dukte seien meistens nicht zu bekommen: „There are ... no sardines and salted herrings, smoked and fresh fish are frequently sold out. Most poultry shop windows have as their sole decoration a sign indicating that the store's supply has been exhausted.“ Dasselbe gelte für Südfrüchte und Konserven, die nach der Vermutung Getsingers von den Behörden für den Winter zurückgehalten würden. Ebenfalls rationiert und schwer erhältlich sei Kleidung, besonders Schuhe. Zwar gab es keineswegs nur negative Erfahrungen mit dem Ernährungs- und Wirtschaftsamt bei der Einholung der notwendigen Bezugsscheine, aber man setzte sich mit der Beantragung der Gefahr einer Haussuchung zwecks Prüfung des Bedarfs aus, und „[t]he fear of having one's home ransacked by the police is such that some persons have been heard to declare that they would prefer going without needed clothing to subjecting their homes to the risk of police search.“

Noch ausreichend verfügbar waren Gas, Strom und Heizmaterial, „although it is now declared to be unpatriotic to take too many hot baths.“<sup>28</sup> Im öffentlichen Nahverkehr fuhr die U-Bahn weiter wie bisher, aber die Einstellung der Alsterfähren und des Busdienstes sowie drastische Beschränkungen privater Autofahrten machten sich bemerkbar: „Hamburg's small street cars are frequently intolerably crowded during rush hours.“ Im Fernverkehr fuhren Züge mit einem reduzierten Fahrplan, während der Flugverkehr bei Kriegsbeginn vollständig eingestellt worden war. Fähren verkehrten noch nach Skandinavien, ins Baltikum und in die Niederlande.

Volkswirtschaftlich bedeutete der Kriegsbeginn für die Stadt das Ende eines freien Wirtschaftslebens: Die Wirtschaftsstruktur wurde quasi festgeschrieben, indem neue Großhändler oder Geschäfte für den Endverbraucher nicht mehr zugelassen wurden und die existierenden auf die Fortsetzung ihrer bisherigen Geschäftstätigkeit festgelegt wurden. Während der Güterfluss insgesamt stockte – aufgrund des verringerten Angebots, des Mangels an Arbeitskräften, oder auch wegen der Einschränkung des Frachtverkehrs zugunsten von Militärtransporten – stieg der Umsatz bei den Lieferanten der Wehrmacht. Dafür gingen Zwischenhändler, die auf den Hafen angewiesen waren und zahlreiche Import-Export-Firmen in Konkurs.<sup>29</sup> Die Werften der Stadt stellten ihre Produktion fast vollständig um: „Most of the shipyards on the Hamburg district are busy filling government orders. Most of the vessels under construction are small and some, it has been learned on good authority [von einem anonymen Marineingenieur, C. S.], are submarines.“<sup>30</sup>

Massive Umstrukturierungen vollzogen sich im Arbeitsleben der Stadt: Reedereien, Handelshäuser, Lieferanten, Hotels und Geschäfte entließen tausende ihrer Angestellten. „On November 1, Hamburg's largest steamship company, the Hamburg American Line, gave notice to one-third of its office staff.“ Die notwendigen Genehmigungen des Arbeitsamtes waren leicht erhältlich, da man mit den Entlassenen den Arbeitskräftebedarf in den Rüstungsbetrieben, bei Feuerwehr, Luftschutz und Sanitätsdienst sowie in der expandierenden staatlichen Zwangswirtschaftsverwaltung deckte. Bedarf gab es aber auch noch in anderen Branchen: „It is rumored that husky dock workers have been sent to Poland to act as policemen.“ Fünfzig treffsichere Hamburger Jäger, ausgewählt aus 1200 Bewerbungen, durften in Polen Wild schießen. Arbeitslose Frauen wurden in den Munitionsfabriken angestellt oder ersetzt als Zug- und Straßenbahnschaffner. Überall ließ sich der Mangel aber nicht ausgleichen: Die Auswirkungen der Einberufungen machten sich z. B. in den Schulen dadurch bemerkbar, dass die Klassengrößen wegen Lehrermangels verdoppelt werden mussten. Obwohl sich dies naturgemäß nicht verheimlichen ließ, gab es offenbar keine öffentlichen Erklärungen dazu, denn Getsinger vermerkte hier ausdrücklich als Quelle „a teacher in the Hamburg schools“. Die Löhne der umgesetzten Arbeiter gingen nur geringfügig über die Deckung von Miete und Lebenshaltungskosten hinaus.

Getsinger zog abschließend dieses Fazit: „The surface of Hamburg life has settled to a wartime ‚normal‘. Blackouts, streets empty of automobiles, sand-bagged basement windows, ration cards, substantial businessmen riding bicycles, the crowds of women at foodstores in the early morning, the occasional activity of the city's anti-aircraft against the increasingly frequent British flights over this area, are no longer remarkable. As inconveniences have become customary and the wartime aspect of the city familiar, the black depression of the first days of the war has disappeared. The war is not popular, the people are neither cheerful nor optimistic, but the terrors of air-bombardment have failed to materialize and the shock of the British declaration of war in nine weeks has lost much of its sting.“

Nowhere is the difference between the early days of September and today more evident than in the revival of the city's nightlife. In the first weeks of the war, the great beer-halls of St. Pauli, the small expensive cafes, and the ordinary bars were deserted and forlorn and attendance at the opera and theatres was

meagre. Today customers again stand on the tables and sing in the taverns along the Reeperbahn, the cabarets where the German version of American swing is played are packed with civilians and soldiers, and the operas and theatres are well-patronized. It is not intended to give the impression that Hamburg is taking its troubles light-heartedly, but a sizeable part of the population at least displays the tendency to forget rather than to brood. ... The citizen of Hamburg dislikes the war and its attendant hardships but morale is higher today than it was in the first week of the war."

Getsingers Einschätzung wurde indirekt wenige Monate später durch offizielle Statistiken der Gesundheitsbehörden über Sterblichkeit und Selbstmorde in Hamburg unterstrichen, über die Generalkonsul Kablinger nach Berlin berichtete. Danach waren seit Kriegsbeginn beide Werte zurückgegangen, Selbstmorde sogar um 27 Prozent. Allerdings wies Kablinger darauf hin, dass sich die Sozialstruktur der Stadt durch die Einberufungen zur Arbeit in der Rüstungsindustrie, in der Landwirtschaft oder in den besetzten Gebieten verändert habe und dass die Daten noch nicht die gravierenden gesundheitlichen Folgen der Kältewelle widerspiegeln, die Hamburg seit Januar 1940 im Griff gehalten hatte.<sup>31</sup> Leider liegen aus dem letzten Jahr vor der Schließung des Hamburger Konsulats im Sommer 1941 keine Berichte mehr vor. Die Auswirkungen des Beginns der militärischen Operationen in Nord- und Westeuropa sowie der ersten Bombenangriffe auf die Stadt und ihre Bevölkerung lassen sich damit nicht weiter verfolgen.

Die hier vorgestellten Beispiele aus Hamburg geben einen Einblick in das Potenzial und die Probleme der Erforschung der amerikanischen Konsularberichterstattung aus dem „Dritten Reich“. Selbst die wenigen erhaltenen Berichte zeigen, was die Konsuln über die konkrete Politik sowie die Stärken und Schwächen des Regimes wussten und wie sie die Reaktion der Bevölkerung einschätzten. Zusätzliche Informationen über das Deutschlandbild der Konsuln und ihre allgemeine politische Einstellung wären bei der Interpretation hilfreich, sind aber zumindest für die USA aufgrund des Mangels entsprechender Quellen kaum verfügbar. So muss die notwendige Kontextualisierung in den Einzelbeiträgen z. B. durch den Vergleich mit den Berichten der anderen Konsuln desselben Landes aus Deutschland und im Rahmen des Konsularberichtsprojekts insgesamt dann auch durch den Vergleich der Länderberichte untereinander erfolgen.

## Anmerkungen

- 1 Der folgende Artikel steht im Zusammenhang mit dem Projekt: „Fremde Blicke auf das Dritte Reich. Konsulatsberichte über die deutsche Gesellschaft in der NS-Zeit 1933–1945.“ In dem von Frank Bajohr und Axel Schildt konzipierten Projekt, das u. a. von der Fritz-Thyssen-Stiftung finanziert wird, sollen die in großer Zahl vorliegenden, aber bisher kaum beachteten Berichte untersucht werden, die Konsulate von zwölf ausgewählten Ländern über das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945 verfasst und an ihre jeweiligen Heimatländer gesandt haben. Im Rahmen dieses Projekts bearbeitet der Verfasser die Konsulatsberichte der USA.
- 2 William E. Dodd, Political Reporting by Consular Officers in Germany, 5. Dezember 1934, in: National Archives, College Park, MD, Record Group 59: United States Department of State, Central Decimal File 1930–39 (NA, RG 59), 862.00/3459 (Mikrofilm 5). Vgl. zur Überlieferung der Quellen unten, Anm. 11.
- 3 Prentiss Gilbert, Confidential Memorandum on Political Reporting by Consular Officers in Germany, 4. Februar 1939, in: NA, RG 59, 862.00/3834 (MF 8).
- 4 Vgl. Waldo H. Heinrichs Jr., Bureaucracy and Professionalism in the Development of American Career Diplomacy, in: John Braeman, Robert H. Bremner, David Brody, Hg., Twentieth-Century American Foreign Policy, Columbus, OH 1971, S. 119–157; Robert P. Schulzinger, The Making of the Diplomatic Mind. The Training, Outlook, and Style of U. S. Foreign Service Officers, 1908–1939, Middletown, CT 1975; Warren Frederick Ilchman, Professional Diplomacy in the United States, 1779–1939. A Study in Administrative History, Chicago, Toronto 1961, S. 85–172.
- 5 Alexander Kirk, Confidential Memorandum on Political Reporting by Consular Officers in Germany, 27. Dezember 1939, in: NA, RG 59, 862.00/3938 (MF 57).
- 6 Vgl. zur Schließung der deutschen Konsulate in den USA im Juni 1941 und der in Reaktion darauf erfolgten Ausweisung amerikanischer Konsularbeamter aus Deutschland Herbert Sirois, Zwischen Illusion und Krieg. Deutschland und die USA 1933–1941, Paderborn 2000, S. 242.
- 7 Vgl. Heinrichs Jr., Bureaucracy and Professionalism, 157; Ilchman, Professional Diplomacy, S. 164–172.
- 8 Biographische Angaben nach Who's Who in America. A Biographical Dictionary of Notable Living Men and Women of the United States, Bd. 16: 1930–1931, Chicago 1928; Who was Who in America, Bd. 1–8, New Providence, NJ 1943–1985. Unberücksichtigt bleiben hier die Nachfolger Keblingers, Generalkonsul James J. Murphy Jr., der im Januar 1941 nach nur wenigen Wochen im Amt starb, und der im Februar 1941 aus Dresden nach Hamburg versetzte Alfred R. Thomson, der das Generalkonsulat noch für sechs Monate leitete. Von beiden liegen in den Akten keine Berichte vor.
- 9 Eigene Berechnung nach Auswertung der in den Akten des State Department erhaltenen Jahresberichte der Botschaft. Demnach sandten die Konsulate von 1933 bis einschließlich 1940 über 2770 Berichte nach Berlin. Zahl für 1936 in: William E. Dodd, Confidential Memorandum on Political Reporting by Consular Officers in Germany, 7. November 1936, in: NA, RG 59, 862.00/3631 (MF 6).
- 10 Vgl. Richard Breitman, American Diplomatic Records Regarding German Public Opinion During the Nazi Regime, in: David Bankier, Hg., Probing the Depths of German Antise-

- mitism. *German Society and the Persecution of the Jews, 1933–1941*, New York 2000, S. 501–510, hier 502. Die Akten aus Hamburg gelten als Kriegsverlust, aber ihr genaues Schicksal ist bisher nicht genau geklärt: Bei Kriegsbeginn war das Generalkonsulat im Gebäude der Warburg Bank in der Ferdinandstraße untergebracht. Zwar wurde dieses Gebäude im März 1941 von einer Fliegerbombe getroffen, aber die richtete keine großen Schäden an. Auch während der „Operation Gomorrha“ im Sommer 1943 blieb es weitgehend unversehrt. Vgl. Eckart Kleßmann, *M. M. Warburg & Co. Die Geschichte eines Bankhauses*, Hamburg 1999, S. 109–110, S. 112.
- 11 Die bibliographische Angabe zu der Mikrofilmserie lautet: Confidential U. S. State Department Central Files, Germany, Internal Affairs 1930/41, hg. von Paul Kesaris, Frederick, MD 1984 (59 Rollen). Sie ist in einer Reihe deutscher Bibliotheken vorhanden, darunter auch in der Hamburger Staatsbibliothek (Signatur FC 338).
- 12 Von den zwischen 1933 und 1941 in Deutschland tätigen Konsuln ist ein Nachlass nur für George S. Messersmith, den Berliner Generalkonsul 1933/34 nachgewiesen und zwar im Department of Special Collections der University of Delaware Libraries in Newark, DE. Messersmith hat auch als einziger bereits häufiger das Interesse der Forschung gefunden: vgl. die Biographie von Jesse H. Stiller, *George S. Messersmith. Diplomat of Democracy*, Chapel Hill, London 1987 sowie die unveröffentlichte Dissertation von Kenneth B. Moss, *Bureaucrat as Diplomat. George S. Messersmith and the State Department's Approach to War, 1933–1941*, Diss. University of Minnesota, 1978 (Ann Arbor, MI: UMI 1986). Vgl. außerdem Stephen R. Wenn, *A Tale of Two Diplomats. George S. Messersmith and Charles H. Sherrill on Proposed American Participation in the 1936 Olympics*, in: *Journal of Sport History* 16 (1989), S. 27–43; George Eisen, *The Voices of Sanity. American Diplomatic Reports from the 1936 Berlin Olympiad*, in: *Journal of Sport History* 11 (1984), S. 56–78; Kenneth Moss, *George S. Messersmith and Nazi Germany. The Diplomacy of Limits in Central Europe*, in: *Kenneth Paul Jones, Hg., U. S. Diplomats in Europe, 1919–1941*, Santa Barbara, CA, Oxford 1983, S. 113–126; ders., *George S. Messersmith. An American Diplomat and Nazi Germany*, in: *Delaware History* 17 (1976–77), S. 236–249; Shlomo Shafir, *George S. Messersmith. An Anti-Nazi Diplomat's View of the German-Jewish Crisis*, in: *Jewish Social Studies* 35 (1973), S. 32–41.
- 13 Vgl. zu ersterem als allgemeinen Hintergrund zuletzt Frank Bajohr, *Von der Ausgrenzung zum Massenmord. Die Verfolgung der Hamburger Juden 1933–1945*, in: *Hamburg im „Dritten Reich“*, hg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Göttingen 2005, S. 471–518.
- 14 John E. Kehl, Brief an George A. Gordon, geschäftsführender Botschafter in Berlin, 31. März 1933, in: NA, RG 59, 862.4016/634 (MF 21).
- 15 Ebd.
- 16 John E. Kehl, Brief an George A. Gordon, geschäftsführender Botschafter in Berlin, 4. April 1933, in: NA, RG 59, 862.4016/635 (MF 21).
- 17 Vgl. u. a. Breitman, *American Diplomatic Records*, sowie Stiller, *George S. Messersmith*, S. 34–40, S. 50f. Das Zitat Roosevelts von 1935 nach Hans-Jürgen Schröder, *Deutschland und die Vereinigten Staaten, 1933–1939. Wirtschaft und Politik in der Entwicklung des deutsch-amerikanischen Gegensatzes*, Wiesbaden 1970, S. 186. Einige der Berichte Messersmiths liegen auch gedruckt vor: vgl. *Peace and War. United States Foreign Policy, 1931–1941*, Washington, D. C. 1943, S. 191–195.

- 18 John G. Erhardt, German-Jewish Problem, 28. September 1935, in: NA, RG 59, 862.4016/1565 (MF 22).
- 19 John G. Erhardt, Recent Developments in the German-Jewish Refugee Problem and Their Possible Repercussions, 15. Mai 1936, in: NA, RG 59, 862.4016/(ohne Nummer) (MF 22).
- 20 Vgl. zur amerikanischen Visapolitik in Deutschland ausführlich, wenn auch gelegentlich einseitig Bat-Ami Zucker, In Search of Refuge. Jews and U. S. Consuls in Nazi Germany, 1933–1941, London, Portland, OR 2001, speziell zur LPC-Klausel ebd., S. 40–45. Vgl. außerdem Richard Breitman, Alan M. Kraut, American Refugee Policy and European Jewry, 1933–1945, Bloomington, IN 1987, S. 11–44, sowie die älteren Studien von David S. Wyman, Paper Walls. America and the Refugee Crisis, 1938–1941, Amherst, MA 1968; Henry L. Feingold, The Politics of Rescue. The Roosevelt Administration and the Holocaust, 1938–1945, New York 1970; David S. Wyman, The Abandonment of the Jews. America and the Holocaust, 1941–1945, New York 1984, S. 134–136, S. 189–191.
- 21 Erhardt, Recent Developments. Erhardts Vorschläge wurden im State Department abgelehnt: vgl. Zucker, In Search of Refuge, S. 96–97.
- 22 Wilbur Kablinger, Reorganization of M. M. Warburg & Company, 23. April 1938, in: NA, RG 59, 862.516/712 (MF 51). In zwei weiteren Berichten gleichen Titels vom 1. Juni und 18. Juni 1938 trug Kablinger Details der neuen Firmenstruktur nach (NA, RG 59, 862.516/714 und 862.516/715). Vgl. zur „Arisierung“ des Bankhauses Warburg: Frank Bajohr, „Arisierung“ in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933–1945, 2. Aufl., Hamburg 1998, S. 253–256; Kleßmann, M. M. Warburg & Co, S. 96–101; Ron Chernow, Die Warburgs. Odyssee einer Familie, Berlin 1994, S. 560–565.
- 23 Kablinger, Reorganization of M. M. Warburg & Company.
- 24 Vgl. zum Folgenden aus der Forschung zuletzt Ursula Büttner, „Gomorra“ und die Folgen. Der Bombenkrieg, in: Hamburg im „Dritten Reich“, S. 613–632, hier S. 613–616.
- 25 Wilbur Kablinger, Hamburg Protection Against Air Raids, 13. Mai 1939, in: NA, RG 59, 862.20AD/1 (MF 19). Über die Pläne zur Umsiedlung von Teilen der Hamburger Bevölkerung zum Schutz vor Luftangriffen, die im Sommer 1939 kursierten (vgl. dazu Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), Sechster Jahrgang 1939, Salzhausen 1982, 969), berichtete Kablinger noch nichts. Noch im Herbst 1939 erschienen zur großen Beunruhigung der Bevölkerung mehrmals englische Flugzeuge über der Stadt. Vgl. Heinz Boberach, Hg., Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938–1945, Bd. 2, Herrsching 1984, S. 400, S. 415, S. 421.
- 26 Ralph C. Getsinger, Hamburg After Two Months of War, 10. November 1939, in: NA, RG 59, 862.50/1105 (MF 29).
- 27 Vgl. zur Lebensmittelrationierung auch Ralph C. Getsinger, German Food Rations Compared with Past Consumption, 24. Oktober 1939, in: NA, RG 59, 862.5018/49 (MF 30), ein Kurzbericht, in dem Getsinger die offiziellen Rationen der letzten Oktoberwoche 1939 mit dem Verbrauch 1938 und 1927–28 verglich. Dabei kam er zu dem Schluss, dass die Versorgung mit Kohlehydraten aufgrund des reichlich vorhandenen Brotes und der Kartoffeln weitgehend unverändert geblieben sei, während sich der Verbrauch beim Fleisch halbiert und bei tierischen und pflanzlichen Fetten ebenfalls stark reduziert habe. Ein-

schränkungen in der Lebensmittelversorgung waren allerdings laut Sopade-Berichten vom Januar 1938 und Juli 1939 in Norddeutschland auch schon vor Kriegsbeginn zu spüren: vgl. Deutschland-Berichte, Fünfter Jahrgang 1938, S. 77, Deutschland-Berichte, Sechster Jahrgang 1939, S. 864.

- 28 Schon Anfang Januar 1940 geriet die Versorgung mit Hausbrand allerdings ins Stocken, und die Gestapo meldete aus Hamburg „eine starke Mißstimmung in der Bevölkerung“. Vgl. Boberach, Hg., Meldungen aus dem Reich, Bd. 3, S. 622.
- 29 Vgl. zur trostlosen Lage der Hamburger Exportwirtschaft auch den Sopade-Bericht vom April 1940, in: Deutschland-Berichte, Siebter Jahrgang 1940 / Register, S. 242.
- 30 Getsinger gehörte im Juni 1941 zu einer Reihe von US-Konsuln, die von der deutschen Regierung der Spionage beschuldigt wurden. Angeblich hatte er Skizzen des Bahnnetzes sowie der Zufahrtsstraßen der Fernbahnen angefertigt und militärische Anlagen in der Umgebung Hamburgs ausgespäht. Vgl. USA.-Spionage, in: Hamburger Tageblatt Nr. 166 (20.6.1941), S. 1.
- 31 Wilbur Keblinger, Mortality and Suicides at Hamburg: No Visible Effect of War-Time Conditions so far, S. 29.

# **Australische Perspektiven: Von *Shifting Memories* zu einer vergleichenden Studie über soziale und öffentliche Erinnerung in Tätergesellschaften**

---

Auch im Jahr 2006 fand in der FZH eine unserer bewährten „Nachmittagstagungen“ statt. Im Mittelpunkt stand ein Vortrag von Klaus Neumann, einem an der australischen Swinburne University of Technology lehrenden Historiker. Zu seinen Schwerpunktthemen gehört – neben der australischen Flüchtlingspolitik – der Wandel der Erinnerungskultur in Deutschland und in anderen Ländern. In seinem Beitrag forderte er einen empathischen Blick auf die ‚zweite‘ Geschichte des Nationalsozialismus und plädierte dabei für weniger Identifikation mit den Opfern und mehr Auseinandersetzung mit all jenen Tatbeteiligten, die nicht zu den Opfern zählen. Zur Diskussion, die sich als äußerst angeregt erwies, waren Kolleginnen und Kollegen aus Hamburg geladen, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven ebenfalls mit Gedächtniskultur und Geschichtspolitik auseinandersetzen. Klaus Neumann hat uns eine gekürzte Version seines Vortrags vom 25. April 2006 zur Verfügung gestellt, die wir hier gern abdrucken.

„Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler,“ befand Robert Musil einmal. „Sie werden doch zweifellos aufgestellt, um gesehen zu werden, ja geradezu, um die Aufmerksamkeit zu erregen; aber gleichzeitig sind sie durch irgend etwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert, und diese rinnt dann Wassertropfen-auf-Ölbezug-artig an ihnen ab, ohne auch nur einen Augenblick stehenzubleiben.“<sup>1</sup> Denkmäler sind der offensichtlichste, aber oft auch der unsichtbarste Ausdruck öffentlicher Erinnerung. Manchmal liegt es daran, dass die Bedeutung eines Denkmals nur Eingeweihten bekannt ist. Dem versucht man dann durch umfangreiche Beschilderung abzuhelpen. Schilder, was auch immer ihr eigentlicher Zweck sein mag, können natürlich auch Verwirrung stiften. So sind vor einem unübersehbaren (aber sich aus seiner Symbolik nicht selbst erklärenden) Denkmal in Berlin u. a. folgende Hinweise angebracht:

Nicht gestattet ist:

Lärmen, lautes Rufen, das Benutzen von Musikinstrumenten (...),  
das Lagern im Stelenfeld, auf Stelen zu klettern, von Stele zu Stele zu springen und sich in Badebekleidung auf einer Stele zu sonnen,  
das Mitführen von Hunden,  
das Mitführen von Fahrrädern, Skateboards, Roller-Blades, Rollschuhen, (...)  
das Rauchen, der Genuss alkoholischer Getränke und Grillen.<sup>2</sup>

Die Unsichtbarkeit von Denkmälern liegt neuerdings nicht nur daran, dass die Aufmerksamkeit Wassertropfen-auf-Ölbezug-artig an ihnen aberperlt, sondern dass sie gegen Modifikationen jeglicher Art, einschließlich Graffiti, das ja effektiver als das oben zitierte Schild auf ein Denkmal hinweisen kann, imprägniert sind. Das gilt auch für das Denkmal, dessen Verwalter seine Nutzung durch sonnenhungrige Passanten unterbinden möchten.

Als ich vor etwa zwölf Jahren ein Forschungsprojekt über nachkriegsdeutsches Gedenken begann, erhoffte ich mir, dass einschlägige Denkmäler und andere sichtbare Ausdrucksformen öffentlicher Erinnerung trotz ihrer zeitweiligen Unsichtbarkeit Auskunft geben können über den historischen Wandel der Erinnerung an das nationalsozialistische Deutschland. Dabei ging es mir nicht so sehr um eine Interpretation von Denkmälern als Texte – so, wie man etwa einen Roman auch als historisches Zeugnis lesen kann. Mehr erwartete ich mir von den Biografien von Denkmälern: von ihren Entstehungs- und Nutzungsgeschichten.

Aber ein Denkmal und seine Geschichte geben keine schlüssige Auskunft darüber, wie die Bürger eines Stadtteils, einer Stadt oder eines Landes sich erinnern, oder welche Sicht auf die Vergangenheit sie mit dem Denkmal sanktionieren. Das geht zum einen nicht wegen des von Musil beschriebenen Problems und zum anderen deshalb nicht, weil es sich bei Gelegenheiten, bei denen die Aufmerksamkeit nicht von einem Denkmal abtropft wie ein Wassertropfen von einem Ölbezug, oft um außergewöhnliche, unalltägliche Anlässe handelt. Jedes Mal, wenn ich in einen mir unvertrauten Ort komme, um mir einen Gedenkort oder ein Gedenkritual anzusehen, werde ich aufs Neue mit dem Widerspruch zwischen der Normalität des Lebens in diesem Ort und der Ausnahmesituation öffentlicher Erinnerungspraxis konfrontiert. Die Außeralltäglichkeit des Gedenkens am authentischen Ort suggeriert, dass man in der Rückschau auf die Zeit von 1933 bis 1945 das Verbrecherische aus dem Alltag heraussezieren kann.

Mit *Shifting Memories* schrieb ich die Geschichten von insgesamt acht *lokalen* öffentlichen Gedenkkulturen in Deutschland.<sup>3</sup> Keine von ihnen würde sich als Paradebeispiel eignen. Aber jede von ihnen gibt den Blick frei auf eine allgemeine Problematik. Diese Geschichten haben auch viel gemeinsam. So ging die öffentliche Erinnerung an die Verbrechen Nazi-Deutschlands in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre weitgehend von Überlebenden aus, wobei sie manchmal von der jeweiligen Besatzungsmacht unterstützt wurden. Sofern Überlebende auch in den 1950er Jahren der Opfer des Nationalsozialismus gedachten, taten sie dies oft notgedrungen unter weitgehendem Ausschluss einer breiteren Öffentlichkeit. Zum Beispiel trafen sich in den 1950er Jahren Überlebende des Lagers Neuengamme an oder in der Schule am Bullenhuser Damm, um an die dort ermordeten 20 jüdischen Kinder zu erinnern.

Es ähnelten sich auch die Texte, die in der Bundesrepublik von Parlamenten und Behörden gewählt wurden, um Mahnmale und Gedenkort zu erläutern.<sup>4</sup> Die Hamburger Schulbehörde genehmigte die folgende Inschrift für eine 1963 in der Schule am Bullenhuser Damm angebrachte Gedenktafel:

Hier wurden in der Nacht / vom 20. zum 21. April 1945 / wenige Tage  
vor Kriegsende / von Handlangern der / nationalsozialistischen / Gewalt-  
herrschaft zwanzig / ausländische Kinder / und vier / erwachsene  
Begleiter ermordet / Gedenket der Opfer / in Liebe \* Lernt den /  
Menschen und / sein Leben achten

Ab Ende der 1970er Jahre wurden in zahlreichen Orten der Bundesrepublik Forderungen nach der Errichtung von Denkmälern und der Einrichtung von Gedenkortern laut. Unter denen, die damals in Bürgerinitiativen aktiv wurden, waren, anfangs zumindest, keine Überlebenden. Im Fall Bullenhuser Damm entstand eine solche Initiative im Anschluss an die Veröffentlichung von Günter Schwarbergs Stern-Artikeln über die Kinder und über Arnold Strippel Anfang des Jahres 1979.<sup>5</sup> Wie andernorts in der Bundesrepublik auch, wurden in Hamburg die Forderungen derjenigen, die sich für ein umfassenderes öffentliches Gedenken am Bullenhuser Damm einsetzten, von der Stadt zurückgewiesen, waren aber schließlich nach einer Jahre währenden und erbittert geführten Auseinandersetzung erfolgreich. Das Ergebnis war nicht nur eine neue Gedenktafel mit einem weniger problematischen Text, sondern auch eine Ausstellung, die im Laufe der Jahre mehrfach gemäß der jeweils neuesten historischen und didaktischen Erkenntnisse aktualisiert wurde. Über den Gedenkort Schule hinaus hat es andere Ausdrucksformen öffentlicher Erinnerung an die Kinder vom Bullenhuser Damm gegeben: Theaterstücke, einen Roman, einen Spielfilm, die Straßenbenennungen in Burgwedel, die Benennung einer Kita, usw.

Mein kurzer Abriss der Entstehung der Gedenkstätte Bullenhuser Damm ist problematisch – und nicht nur deshalb, weil er zu kurz ausfiel. Er suggeriert, dass sich der Diskurs um das Gedenken am Bullenhuser Damm als isolierter Fall analysieren lässt. In meinem Buch habe ich versucht zu zeigen, wie sich scheinbar voneinander unabhängige Diskurse überschneiden. Problematisch ist mein Abriss auch, weil man sich leicht von seiner Stromlinienförmigkeit täuschen lässt. Darstellungen nachkriegsdeutscher Gedenkpraxis beschreiben die Entwicklung der letzten 60 Jahre oft als einen historischen Fortschritt: Vom Vergessen zum Erinnern, vom obskuren Hinweisen auf Opfer und Taten zu einem historisch fundierten Gedenken am authentischen Ort.

Die 61-jährigen Geschichten lokaler Gedenkkulturen sind alles andere als geradlinig oder fortschrittlich. Die öffentlich verfügbare Information über die lokale NS-Geschichte wurde zwar präziser und spezifischer, doch interessierte man sich in erster Linie für die Namen und Biografien der Opfer und für das, was ihnen widerfuhr. So erinnern Redner bei Gedenkritualen z. B. daran, dass KZ-Häftlinge ausgebeutet, gequält und ermordet wurden. Anders als im Deutschen ist der Passiv im Englischen vergleichsweise ungebräuchlich. Im akademischen Essay ist er eher verpönt. Meine Studenten in Melbourne wissen, was sie

falsch gemacht haben, wenn ich ihre Aufsätze am Rand mit „p. v.“ kommentiere. Das soll heißen: beware of the passive voice!, hüte dich vor der Leidensform, dem Erzfeind des präzisen Ausdrucks. Eine grammatikalische Konstruktion, die es gestattet, Akteure nicht zu benennen, lenkt davon ab, dass diejenigen, die beispielsweise von der Ausbeutung von Häftlingen profitierten und sich aktiv an ihr beteiligten, dies taten, nachdem sie, in wie begrenztem Maße auch immer, eine Wahl getroffen hatten.

Hier geht es um mehr als grammatikalische Spitzfindigkeiten. Es geht auch um die Frage der historischen Perspektive. Der von mir eben gebrauchte Passiv privilegiert das historische Resultat, nämlich letztendlich die Ermordung der Häftlinge, und wird im Wissen um ebendieses Resultat eingesetzt. Er ermöglicht keinen Zugriff auf den Augenblick in der Vergangenheit, in dem das historische Resultat noch nicht beschlossene Sache war. Sobald wir Geschichte aus der Sicht der historischen Akteure und ohne Vorwegnahme des nur uns, den Nachkommen, bekannten historischen Resultats betrachten, eröffnen sich Alternativen, die allein im Wissen um den tatsächlichen Verlauf der Dinge obsolet und irrelevant erscheinen. Der Hamburger beispielsweise, der sich am Abend des 9. November 1938 auf die Straße begab und einer Truppe von SA-Leuten anschloss, wusste noch nicht um das Ergebnis seiner Beteiligung an den historischen Ereignissen (ja, er wusste noch nicht einmal, dass diese Ereignisse später einmal als historisch bezeichnet werden würden). Ihm eröffneten sich in dem Moment noch verschiedene Handlungsmöglichkeiten. Diesen Handlungsmöglichkeiten und den Entscheidungen, die dieser Hamburger dann traf, wird der Passiv nicht gerecht.

Öffentliches Gedenken an sich sagt möglicherweise wenig darüber aus, wie Gemeinschaften und Individuen sich erinnern, handelt es sich doch hierbei in den seltensten Fällen um das Ergebnis von Initiativen, die von einer breiten Mehrheit getragen werden. Selbst wenn ein Denkmal das Ergebnis eines gesellschaftlichen Konsens ist, lässt sich nicht automatisch von dem Denkmalsinhalt auf die Motivation der Denkmalsinitiatoren oder -befürworter schließen. Selbst die, die angeblich nur im Sinn haben, an Opfer oder Schrecken zu erinnern, meinen ja ganz selten, dass sie selbst erinnert werden wollen, sondern haben in der Regel aufklärungsbedürftige andere im Sinn. Sie wollen andere belehren, mahnen, an etwas erinnern usw.

Bei der Forderung nach öffentlichem Gedenken geht es oft um Eigenidentität, sei es nun die einer Gemeinschaft oder die einzelner. Viele Gedenkorte eig-

nen sich als Prestigeobjekte, die der städtischen oder nationalen Imagepflege dienen. Aber ein Denkmal kann auch die Eigenidentität derjenigen befördern, die gerade im lokalen Bereich die Erinnerung an die Opfer Nazi-Deutschlands gegen alle Widerstände der Ewiggestrigen wach halten wollen: indem ich ein öffentliches Gedenken einfordere, distanzieren mich sowohl von den Verbrechen, deren Opfer gedacht werden soll, als auch von Versuchen, diese Verbrechen unter den Tisch zu kehren. Wenn man sich erboste über die Weigerung der Stadt Hamburg, sich der Vergangenheit zu stellen, dann war das auch ein Geste der Grenzziehung, die den Kritiker auf der „richtigen“ Seite positionierte. Der Diskurs um die „richtige“ Bewältigung der deutschen Nazi-Vergangenheit ist auch immer eine Frage von „political correctness“ gewesen. Seit den 1980er Jahren gehörte nicht viel dazu, deren Grenzen zu überschreiten (der Herr Jenninger wusste einmal ein Lied davon zu singen).

In *Shifting Memories* gab ich meinem Unbehagen über diese und andere Aspekte der nachkriegsdeutschen Gedenkpraxis Ausdruck. Ich fragte, ob nicht bei aller Aufmerksamkeit für Denkmäler, Gedenkrituale und andere Formen öffentlicher Erinnerung die individuelle Erinnerung derjenigen, die bei der Produktion öffentlicher Erinnerung eine tragende Rolle spielen und auch derjenigen, die das Zielpublikum von Denkmälern usw. sind, zu wenig beachtet wird. Aber dabei beließ ich es damals und wandte mich anderen Themen – fernab von Deutschland – zu.

Erst vor etwa drei Jahren begann ich mich wieder verstärkt für Deutschland und die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus zu interessieren. Das hatte anfangs damit zu tun, dass ich des Öfteren als Experte um meine Einschätzung einer angeblich neuen Entwicklung im wiedervereinigten Deutschland gefragt wurde. Vor etwa drei Jahren berichteten die in Berlin stationierten Auslandskorrespondenten, dass ausgerechnet in der *Bild*-Zeitung tägliche Auszüge aus Jörg Friedrichs Buch *Der Brand* erschienen, in dem es *ausschließlich* um den Bombenkrieg und um seine Auswirkungen auf deutsche Städte und deren Einwohner gehe. In Deutschland fände nicht nur *Der Brand* reißenden Absatz. Mit seiner Novelle *Im Krebsgang* habe auch Günter Grass gutes Gespür für den Zeitgeist bewiesen. Die Deutschen seien auf einmal besessen von der Idee, dass sie sich nicht genügend um ihre eigenen Toten gekümmert hätten. Um eine Aufrechnung und damit um eine Relativierung schien es zu gehen: soundsoviele tote Deutsche hier, soundsoviele tote Juden, Sinti, Russen, Polen

da. Als ob die wiedervereinigten Deutschen sich mit dem zentralen Holocaust-Denkmal das Recht erkaufen wollten, nun vornehmlich und anhaltend deutscher Kriegstoter zu gedenken.

In Ländern wie Australien und den USA, beides ehemalige Gegner Nazi-Deutschlands und Aufnahmeländer für vergleichsweise viele jüdische Überlebende nach 1945, ist man Deutschland gegenüber neugierig, aber auch argwöhnisch. Kann man den Deutschen wirklich trauen? Haben sie sich in den vergangenen 61 Jahren tatsächlich gebessert? Oder steckt nicht doch unter dem demokratischen und multikulturellen Schafspelz ein nazistischer und rassistischer Wolf? Was man im fernen Australien und im nicht ganz so fernen Amerika über Deutschland denkt, ist nicht unwichtig für die hiesige Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit, denn das öffentliche Gedenken bezüglich dieser Vergangenheit ist oft von der Sorge um das eigene Image beeinflusst. Jeder das Misstrauen im befreundeten Ausland fördernde Akt wird im Inland sogleich als Peinlichkeit – wenn nicht gar: unsägliche Peinlichkeit – vermerkt. Nationale Mahnmale geben weniger Auskunft darüber, wie Deutsche sich kollektiv zu ihrer Vergangenheit verhalten, als vielmehr wie sie gern von ihren Nachbarn und Freunden gesehen werden wollen. Es gibt einen klaren Zusammenhang zwischen dem Regierungsbeschluss, ein zentrales Holocaust-Mahnmal zu schaffen, und dem Bemühen, der Welt ein trotz Rostock, Mölln und Hoyerswerda kosmopolitisches, aufgeklärtes und verantwortungsbewusstes wiedervereinigtes Deutschland zu präsentieren.

Meine erste Reaktion auf die Berichte in den australischen Medien war ein Versuch der Korrektur: die Auslandskorrespondenten verschwiegen in der Regel, dass eine offizielle, nationale öffentliche Gedenkpraxis möglicherweise wenig darüber aussagt, wie sich die Bewohner der Bundesrepublik zur Nazi-Vergangenheit verhalten. Ich versuchte zu erklären, dass beispielsweise das Holocaust-Mahnmal in Berlin keineswegs dem Bedürfnis „der Deutschen“ entsprungen sei, an zentraler Stelle der Judenverfolgung zu gedenken. Ich wies darauf hin, dass das im Ausland verbreitete Bild deutscher Bemühungen, sich der jüngeren deutschen Vergangenheit zu erinnern, oft sehr schematisch und manchmal irreführend sei und dass auch der im New Yorker publizierte Sebald-Aufsatz über den Bombenkrieg<sup>6</sup> – *Der Brand* wurde ja bislang nicht ins Englische übersetzt – die Dinge missverständlich darstellte. Die Erinnerung an Bombenopfer und an die Vertreibung aus den ehemaligen Ostgebieten spielte auf lokaler Ebene ja schon seit sehr langer

Zeit eine wichtige Rolle. Erstaunlicherweise ignorierte die *deutsche* Debatte um die Bücher von Friedrich und Grass z. T. auch den lokalen Umgang mit Vertreibung und Bombenkrieg – für mich ist das ein Gradmesser dafür, wie sehr man hier auf die Außenwirkung schießt, manchmal sogar bevor sie erfolgt ist.

Dennoch lohnt es sich, dieses verkürzte und schematische Bild zur Kenntnis zu nehmen – nicht zuletzt deshalb, weil es manchmal schwer ist, sich kritisch mit einer Sachlage auseinanderzusetzen, die aus der Nahsicht ganz selbstverständlich erscheint. Was ausländische Beobachter vor drei, vier Jahren so nervös machte, war die Möglichkeit, dass deutsche und nicht-deutsche Opfer gegeneinander aufgerechnet werden könnten. Das wäre ja nur dann möglich, wenn es sich hier um *vergleichbare* Diskurse handelte. Das Gedenken an sechs Millionen jüdische Genozidtote ist in der Tat kompatibel mit dem Gedenken an 15 Millionen Vertriebene, *weil beide Gruppen – zuerst, wenn nicht sogar ausschließlich – als Opfer erinnert werden.*

Was misstrauisch machen sollte, ist nicht so sehr die Tatsache an sich, dass in Deutschland zunehmend öffentlich und offiziell deutscher Kriegstoter gedacht wird (dagegen wäre meines Erachtens eigentlich nichts einzuwenden), sondern dass Deutsche die Zeit von 1933 bis 1945 heute fast ausschließlich mit Opfern assoziieren. Das war natürlich nicht immer so: vor allem in der DDR, in der man sich von Staats wegen auf Seite der Sieger wähnte, wurde offiziell vor allem des antifaschistischen Widerstands gedacht. In der öffentlichen Erinnerung an das „Tausendjährige Reich“ haben zugegebenermaßen auch eine Handvoll Täter eine wichtige Rolle gespielt: Hitler und seine unmittelbaren Helfer, *verKnoppt* oder *unverKnoppt*, und bisweilen auch durch die wundersam getönten Brillen der Herren Fest und Speer gesehen. Wenn Geschichte als Tragödie oder Melodram erfahren wird, kann es ohne Täter keine Opfer geben. Doch erstere schienen hauptsächlich zu existieren, um das Vorhandensein letzterer plausibel zu machen.

Der Schwerpunkt öffentlicher Erinnerung kam auch auf lokaler Ebene zunehmend auf Menschen zu liegen, die als Opfer identifizierbar waren. In Westdeutschland waren Widerständler gerade in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren wichtig für die Identitätsbildung der Linken gewesen, doch spielen sie heute eine eher untergeordnete Rolle. Um Täter ging es nur insofern, als man sich als politisch korrekt Denkender von ihnen, und von denen, die sie nach 1945 in Schutz nahmen, distanzieren konnte. Um Komplizen, Mitwisser,

Mitläufer, Zuschauer, Nichtstuer und Nicht-Bloß-Opfer – und deren Motivationen, Handlungsmöglichkeiten und Verantwortung – ging es gar nicht. Das war ja auch bei der öffentlichen Aufarbeitung der Geschichte der Kinder vom Bullenhusener Damm der Fall: da ging es zum einen um 20 unschuldige Kinder, und zum anderen um zwei Erzverbrecher: Heißmeyer und Stripfel.

In welcher Weise könnte es denn um Komplizen, Mitwisser, Mitläufer, Zuschauer, Nichtstuer und Nicht-Bloß-Opfer gehen? Vor etwa zwei Jahren hatte ich beruflich im britischen Nationalarchiv in London zu tun. Ich suchte nach Material über die Uganda-Politik der britischen Regierung in den 1970er Jahren. Ich musste einige Zeit auf die bestellten Akten warten, und um mir die Zeit zu vertreiben, spielte ich mit der Suchmaschine des Archivs herum. Ich gab u. a. den Namen meiner Geburtsstadt Hildesheim ein. Zu meinem Erstaunen fand ich Hinweise auf mehrere Akten über die Misshandlung alliierter Staatsangehöriger. Sie dokumentieren einen Kriegsverbrecherprozess aus dem Jahr 1946. Es gab nur einen Angeklagten: einen gewissen Hermann Dettmer, damals 59 Jahre alt, der in Hildesheim seit 1906 als Fensterputzer tätig gewesen war. Im Februar 1945 wurde Dettmer zum Volkssturm eingezogen und mit der Bewachung von Konzentrationslager-Häftlingen beauftragt. Er war unter den Häftlingen als „die Lederjacke“ bekannt und tat sich mehrfach als brutaler Schläger hervor. Dettmer wurde 1946 in Folge der ihm nachgewiesenen Misshandlungen zu fünf Jahren Haft verurteilt.

Die Geschichte dieser Häftlinge ist bislang in Hildesheim nur in Ansätzen bekannt. Aus Anlass des 50. Jahrestages der irrtümlich so genannten Machtergreifung hatte die Hildesheimer Allgemeine Zeitung das erste Mal über die Präsenz von Konzentrationslagerhäftlingen in Hildesheim im Februar und März 1945 berichtet. Die Häftlinge kamen aus einem Nebenlager von Gross-Rosen und waren über Bergen-Belsen nach Hildesheim gelangt. Offiziell wurde ihre Unterkunft, die ehemalige Hildesheimer Stadthalle, als Außenlager von Neuen-gamme geführt. Die Stadthalle erhielt am 22. März 1945 bei einem Bombenangriff, dem ein Großteil der Hildesheimer Innenstadt zum Opfer fiel, einen Treffer, und viele der Häftlinge kamen ums Leben. Das ist alles bekannt, doch nur wenig wusste man über die individuellen Schicksale dieser Häftlinge und über ihre Lebens- und Leidensbedingungen in Hildesheim. Ich kannte nur einige wenige Augenzeugenberichte auf ungarisch, die Häftlinge gleich nach Kriegsende verfasst hatten und die ich in Yad Vashem eingesehen hatte.

Die britischen Quellen enthalten detaillierte Zeugenaussagen und geben ausführlich Auskunft über die Lebensbedingungen der Häftlinge. Man könnte mit ihrer Hilfe also Licht auf ein bislang wenig bekanntes Kapitel der NS-Geschichte Hildesheims werfen, nämlich das Leiden der im Februar und März 1945 dort eingesetzten Häftlinge.<sup>7</sup> Eine solche Nutzung der Akten aus dem Londoner Nationalarchiv würde sich nahtlos einreihen in den öffentlichen Umgang mit der Hildesheimer NS-Vergangenheit seit 1978. Aber mir scheint es viel interessanter und auch wichtiger zu sein, sich öffentlich an Hermann Dettmer zu erinnern: einen anscheinend bis 1945 relativ unbescholtenen Mann, der in den letzten beiden Kriegsmonaten zum Täter wurde. Erinnern möchte ich auch an die Hildesheimer, die Augenzeugen der Dettmerschen Misshandlungen waren und dann darüber aussagen mussten, und an die, die für Dettmer während des Kriegsverbrecherverfahrens bürgten und dann anschließend um seine Begnadigung ersuchten. Wäre es nicht wünschenswert, sich nicht nur der Opfer, sondern aller (und – in Deutschland – gerade auch aller deutschen) historischen Protagonisten zu erinnern? Wäre es nicht wünschenswert, dass öffentlich auch an Täter, Mitläufer und Zuschauer erinnert wird?

Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich hier kurz an die Begleitumstände der Veröffentlichung des Goldhagenschen Bestsellers erinnern, den wahrscheinlich ähnlich viele Leute gekauft und ähnlich wenige gelesen haben wie Jörg Friedrichs monumentales Buch *Der Brand*. Schon vor der Übersetzung von *Hitler's Willing Executioners* ins Deutsche gab es hier einen Publicity-Rummel ohnegleichen. Als der Autor dann leibhaftig in Deutschland erschien, um den Deutschen zu sagen, wie schlecht sie gewesen seien (oder genauer: warum ganz normale Deutsche verantwortlich für den Holocaust waren), da nahm die Begeisterung der Fans kein Ende. Einlasskarten für Goldhagens Vorlesungen waren so begehrter als Tickets für ein Prince-Konzert. Besonders jüngere Menschen jubelten ihm zu. Endlich hatte es jemand ausgesprochen: nicht bloß Hitler war's gewesen, sondern auch der ganz normale Herr Meier aus Hamburg, der da im Osten eifrig und aus Überzeugung an der Ermordung von Juden mitgewirkt hatte. Doch für die deutschen Fans des Daniel Goldhagen war der normale Herr Meier ebenso exotisch wie der abnorme Herr Hitler. Selbst die, die Meier hießen, wussten, dass Goldhagen ja nicht sie, sondern den längst toten Herrn Meier meinte. Die von Goldhagen präsentierten Täter waren Teil einer Freakshow – sich auseinandersetzen oder gar identifizieren konnte man sich mit

denen nicht. Bei der Begeisterung für Goldhagen ging es um Distanzierung. Goldhagen machte das Vergangene noch vergangener – u. a. deshalb, weil er jegliche Verbindung zwischen seinen deutschen Fans und den Protagonisten seines Buches negierte.

Was Goldhagen so medienwirksam-attraktiv machte, war der Umstand, dass er wenig an Grautönen interessiert war. Für ihn gab es nur Täter und Opfer. Mitläufer und Zuschauer interessierten ihn ebenso wenig wie Opfer, die zu Tätern wurden, und Täter, die zu Opfern wurden. Eine Obsession mit Tätern à la Goldhagen meine ich nicht bei meinem Vorschlag, an alle historischen Protagonisten öffentlich zu erinnern. Es geht vielmehr darum, die Komplexitäten hervorzuheben, die jemanden zum Täter, zum Zuschauer, zum Komplizen werden ließen und lassen, und die Normalität, die der Blickwinkel auf Opfer und Tat (manchmal auch Täter) und den historischen authentischen Ort solcher Tat ausklammert, ins Blickfeld öffentlicher Erinnerung zu rücken. Aber mit komplexen Darstellungen der Vergangenheit verhält es sich ähnlich wie mit Denkmälern: sie sind, wie viele Lehrer bestätigen können, „durch irgend etwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert, und diese rinnt dann Wassertropfen-auf-Ölbezug-artig an ihnen ab, ohne auch nur einen Augenblick stehenzubleiben.“

Während der Recherchen für *Shifting Memories* unterhielt ich mich mit dem Kulturdezernenten von Wiesbaden. Wiesbadens öffentliche Gedenkkultur war eines meiner acht Fallbeispiele. Dieser ehemalige Lehrer und konservative CDU-Mann war bereit nachzudenken und hatte sich deshalb sowohl mit seiner eigenen Partei als auch mit den Sozialdemokraten hinsichtlich der offiziellen Wiesbadener Gedenkpraxis angelegt. Er sagte mir einmal: „Ich will ganz bewusst auf diese emotionale Schiene gehen. Weil man dieses Thema nicht nur rational abhandeln kann ... [N]achdem Sie als Wissenschaftler alles erklärt haben, muss ich mir doch mal die Frage stellen, warum haben die Leute das denn alles gemacht? Waren das denn alles Feiglinge? Oder Angsthasen? Oder alles verkappte Schweinehunde, oder sonst was?“<sup>8</sup>

Während der Arbeit an *Shifting Memories* las ich viele Besucherbücher einschlägiger Gedenkstätten. Zwei Reaktionen waren besonders häufig; sie traten zumeist paarweise auf: Betroffenheit und Unverständnis. Ich habe mir auch während meines Aufenthalts in Deutschland im Frühjahr 2006 stichprobenartig solche Besucherbücher angeschaut. Da scheint sich gegenüber der zweiten

Hälfte der 1990er Jahre wenig geändert haben. Hier sind zwei Beispiele: Das erste stammt aus dem Besucherbuch des Dokumentationszentrums Obersalzberg in Berchtesgaden. Unter dem 28. Februar 2006 schrieb ein Besucher: „Die Ausstellung ist unwahrscheinlich beeindruckend, aber trotzdem unfassbar!“ Das zweite Beispiel ist aus dem Besucherbuch des sogenannten Aufseherinnenhauses in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück. Am 2. April 2006 notierte eine junge Frau darin: „Wie können Deutsche zu so etwas fähig sein! Es tut mir so leid! *Ich* bin NICHT stolz Deutscher zu sein! WIE(SO) konnte so etwas passieren? Ohne das [sic] jemand etwas gemerkt hat? So etwas sollte man nie vergessen.“ Beide Ausstellungen sind relativ neu, didaktisch auf dem neuesten Stand, informativ und der Komplexität der historischen Ereignisse angemessen. Beide beschäftigen sich in erster Linie mit Tätern.

Was beiden Ausstellungen fehlt, ist der Raum für eine empathische, d. h. einfühlsame Erinnerung. Warum empathische Erinnerung? Ich hoffe, dass so die Distanzierung der sich Erinnernden von historischen Protagonisten erschwert wird, und dass so Erinnerung an vergangenes Unrecht auch immer Reflektion eigener gegenwärtiger Verantwortung und Verantwortlichkeit sein kann. Ich hoffe auch, dass so das Verstehen historischer Zusammenhänge eher möglich ist, dass dann vergangenes Unrecht nicht mehr zugleich als bewegend und unfassbar erfahren wird.

Empathie ist hier nicht mit Sympathie zu verwechseln. Ein einfühlsames Erinnern muss nicht heißen, dass mir die, an die da erinnert wird, sympathisch sind. Aber ist eine solche Erinnerung nicht dennoch sowohl gefährlich als auch moralisch bedenklich? Gefährlich ist sie schon. Diejenigen, die sie als unangemessen verwerfen, möchte ich daran erinnern, dass es ja bislang als völlig legitim galt, sich empathisch einzelner Opfer „nationalsozialistischer Gewaltherrschaft“ zu erinnern. Ist die empathische – und manchmal: identifikatorische – Erinnerung an Anne Frank nicht manchmal suspekter als die an Täter, Mitläufer, Mitwisser, Nicht-Bloß-Opfer, zumal wenn die sich Erinnernden eigentlich mehr verbindet mit letzteren als mit ersterer?

Im ersten Teil meines Aufsatzes hatte ich meine Zweifel an Aspekten gegenwärtiger öffentlicher Gedenkpraxis geäußert. Die, die ein öffentliches Gedenken einfordern, geben oft auch ihrem Wunsch Ausdruck, dass es möglich sein müsse, Erinnerung zu delegieren. Sie sind häufig besorgt um das Ansehen ihrer Stadt oder ihres Landes. Also keine Mahnmäler und öffentlichen

Gedenkrituale mehr? Das käme dann wohl auch auf die Form an. Außerdem ist der laute Streit um Aspekte öffentlicher Gedenkkultur manche steingewordene Erinnerung wert. Und so will ich auch meine Intervention hier verstanden wissen: es geht mir nicht darum, konkret öffentliche Erinnerungsorte für Mitläufer und Zuschauer und andere Nicht-Bloß-Opfer zu entwerfen, sondern einen Streit um die Möglichkeit solcher Orte vom Zaun zu brechen.

Viele meiner deutschen Historiker-Kollegen stehen aktivistischer, also sich politisch einmischender Forschung wahrscheinlich skeptisch gegenüber. Die hat einen praktischen Nebeneffekt: Reaktionen auf die Forderung, öffentlich der Komplizen, Mitwisser, Mitläufer, Zuschauer, Nichtstuer und Nicht-Bloß-Opfer zu gedenken, dienen dem teilnehmend-beobachtenden Historiker auch als Quelle. In diesem Fall bedeutet dies, dass derlei Reaktionen mir als Quelle für ein Projekt dienen, für das *Shifting Memories* in gewisser Hinsicht eine Vorstudie war: Ich untersuche derzeit, wie Tätergesellschaften – d. h. Gesellschaften, in denen die Mehrheit der Bevölkerung mit denen assoziiert wird oder werden kann, die Angehörige einer ethnisch, politisch, religiös oder rassisch identifizierten gesellschaftlichen Minderheit verfolgten – sich öffentlich und/oder kollektiv an vergangene Gewalt erinnern. In meiner Liste von Tätergesellschaften und Beispielen „vergangener Gewalt“ sind u. a. vertreten: Deutschland (und der Holocaust), Frankreich (und die Folter im Algerienkrieg), Spanien (und die Gewalt gegen Republikaner unmittelbar nach dem Ende des Bürgerkriegs), Peru (und die Gewalt gegen Indios während des Bürgerkrieges der 1980er und 1990er Jahre) und Indonesien (und die Ermordung von sog. Kommunisten während der 1960er Jahre). Ich bin besonders daran interessiert zu ermitteln, inwieweit historische Protagonisten gemäß ihrer Tatbeteiligung und -verantwortung und hinsichtlich ihres Leidens erinnert werden. Allgemeiner gesagt interessiert mich die Entstehung der Kategorien „Opfer“, „Täter“, „Mitläufer“, „Komplizen“, usw.: lassen sich hier ganz unabhängig von der historisch spezifischen Gewalt Muster ausmachen?

Die Erkenntnis, dass mein eigenes Interesse an einer empathischen (wenngleich kritischen) öffentlichen Erinnerung an Nicht-Opfer ebenfalls in ein solches Muster passt, werde ich wohl nicht vermeiden können.

## Anmerkungen

- 1 Robert Musil, Denkmale, in: Ders., Gesammelte Werke 7: Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches, Reinbek 1978, S. 506.
- 2 Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, Besucherordnung für das Stelenfeld.
- 3 Klaus Neumann: *Shifting Memories: The Nazi Past in the New Germany*, Ann Arbor 2000.
- 4 Ulrike Haß, Mahnmaltexte 1945 bis 1988: Annäherung an eine schwierige Textsorte, Dachauer Hefte 6 (1994), S. 135–161.
- 5 Günther Schwarberg (unter Mitarbeit von Daniel Haller) veröffentlichte sechs Artikel zu den Kindern vom Bullenhuser Damm im Stern: Der SS-Arzt und die Kinder (8.3.1979), Der SS-Arzt und die Kinder [II] (15.3.1979), Der SS-Arzt und die Kinder: Bringt die Kinder um! (22.3.1979), Wohin mit den Leichen (29.3.1979), Die zwei Gesichter des Dr. Heißmeyer (5.4.1979), Arnold Strippel – eine KZ-Karriere (11.4.1979).
- 6 W. G. Sebald, A Natural History of Destruction, *New Yorker*, 4. 11. 2002, S. 66–77.
- 7 Dies ist bereits geschehen – allerdings dürfte dieser Text nur wenigen Eingeweihten bekannt sein: Kathrin Clausing, Das Lager vor der Haustür – Konzentrationslagerhäftlinge im Außenlager Hildesheim, *Hildesheimer Jahrbuch für Stadt und Land Hildesheim* 76 (2004), S. 165–186.
- 8 Gespräch mit Peter Joachim Riedle, Wiesbaden.

Lars Amenda

---

# Chinesenviertel in westeuropäischen Hafenstädten

---

Eine transnationale Migrations- und Wahrnehmungsgeschichte 1900–1950

---

Globalisierung – definiert als Prozess zunehmender weltweiter Verbindungen und Verflechtungen – ist kein exklusives Phänomen der letzten Jahrzehnte. Ende des 19. Jahrhunderts nahmen globale Kontakte erheblich zu, was nicht zuletzt am Dampfschiff lag, das die Passagen zu anderen Kontinenten deutlich verkürzte und verbilligte. Europäische Reedereien beschäftigten seit dieser Zeit, ebenfalls ein Aspekt der Globalisierung, zunehmend asiatische und afrikanische Seeleute für den Feuerungsdienst ihrer Dampfschiffe, unter ihnen viele chinesische Seeleute aus dem Süden des Landes. Auf maritimen Wegen gelangten chinesische Seeleute in die großen westeuropäischen Hafenstädte, in deren Hafengebieten sich hierauf kleine „Chinesenviertel“ herausbildeten.

Das von der DFG geförderte Projekt untersucht am Beispiel von London, Rotterdam und Hamburg die Geschichte chinesischer Seeleute und Migranten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Trotz unterschiedlicher Größe waren die drei Untersuchungsorte international sehr bedeutsame Umschlagsplätze und ähnelten sich in ihren maritim geprägten Vierteln. Mittels sozial- und kulturgeschichtlicher Fragestellungen soll untersucht werden, wie sich chinesische Männer (Frauen fehlten im ausgewählten Zeitraum fast gänzlich) in einer ihnen fremden Umgebung zurecht fanden. Die Herausbildung ethnischer Nischen wie der Tätigkeit des Wäschers und der Chinesenviertel im Ganzen soll nachgezeichnet werden. Die transnationale Perspektive folgt den Bewegungen der historischen Akteure, die sich regelmäßig über nationale Grenzen hinweg bewegten und zwischen Südchina und der Nordsee ein Netzwerk aus familiären und

sozialen Kontakten etablierten. Entgegen der verbreiteten westlichen Vorstellungen über chinesische „Kulis“, die als Inbegriff des subalternen Arbeiters galten, waren viele Seeleute und Migranten aktiv und bisweilen auch renitent, wie es beispielsweise viele „Desertionen“ von Chinesen in westeuropäischen Hafenstädten zeigen. Da eine dauerhafte Einwanderung von chinesischen Migranten anfangs nicht intendiert war, soll das Projekt auch generell Erkenntnisse über die Funktionsweise temporärer Migration erbringen.

Ergänzend zur Perspektive der Migranten soll die europäische Wahrnehmung von chinesischen Seeleuten und Migranten eingehend analysiert werden. Weil Chinesen als Personifikation des „Fremden“ galten, riefen die Chinesenviertel trotz ihrer bescheidenen Dimensionen von einigen hundert Personen zahlreiche und teilweise massive Reaktionen hervor. Die behördlichen und gesellschaftlichen Reaktionsmuster sollen verglichen und auf lokale und nationale Spezifika befragt werden. Der Begriff Wahrnehmung verweist auf die große Bandbreite der Reaktionen, die von Rassismus und vehementer Ablehnung bis zum Interesse und Faszination gegenüber einer unbekanntem Kultur reichten. So bestimmte nicht allein die Angst vor einer illegalen chinesischen Einwanderung, geheimen „Opiumhöhlen“ und organisierter Kriminalität das Bild der Migration; bereits seit dem frühen 20. Jahrhundert interessierten sich einige Hamburger auch für die chinesische Küche. Die Wahrnehmung chinesischer Migration hatte ebenfalls eine dezidiert globale Dimension. Aufmerksam betrachtete man insbesondere die Entwicklung in den USA und die dortigen Chinatowns, die sich zu Symbolen der Einwanderungsgesellschaft entwickelten. Der Ausschluss chinesischer Arbeitsmigranten in den USA (Chinese Exclusion Act, 1882) verstärkte in Europa ein Bedrohungsszenario, das mit dem um 1900 populären Schlagwort von der „gelben Gefahr“ weltweit verbreitet wurde.

Migration und Wahrnehmung lassen sich nicht trennscharf voneinander isolieren. Chinesische Migranten reagierten vielmehr auf westliche Vorstellungen und konnten diese bisweilen sogar wirtschaftlich nutzbar machen. Weil die Tätigkeit des Waschens als unmännlich und feminin galt, konnten chinesische Männer an Bord und an Land daraus eine wirtschaftliche Domäne machen. Die Kategorie Geschlecht war auch für die nicht wenigen chinesisch-europäischen Partnerschaften bedeutsam, die wiederum die Wahrnehmung beeinflussten und von europäischen Männern als Verrat an der weiblichen „Ehre“ gebrandmarkt wurden. Die Chinesenviertel waren abseits ihrer sozialen Funktion für

Seeleute und Migranten eine Projektionsfläche kultureller und „rassischer“ Vorstellungen. Europäische Betrachter füllten kulturelles Nichtverstehen mittels Phantasie aus; in solch exotistischen Beschreibungen erschienen Chinesenviertel als geheimnisvoll und unergründlich. Das Projekt soll insgesamt einen Beitrag zur Erforschung von Urbanität und Migration leisten und die verschiedenen Narrative wie das der städtischen Gefahr und der kulturellen Bereicherung untersuchen.

Als Quellen dienen vor allem behördliche Dokumente aus englischen, niederländischen und deutschen Archiven, aus denen sich trotz des Übergewichts der staatlichen Perspektive auch vielfältige Informationen über die Migrationsgeschichte entnehmen lassen. Der umfangreiche Fundus ermöglicht eine genaue Analyse staatlicher und gesellschaftlicher Reaktionen auf die „Fremden“. Diese lassen sich auch insbesondere anhand von zeitgenössischen Veröffentlichungen und fiktionaler Literatur wie den seinerzeit sehr erfolgreichen Büchern von Sax Rohmer über die chinesische Schreckensfigur des Fu Manchu nachzeichnen. Im Zuge eines erweiterten Verständnisses historischer Quellen sollen auch Fotografien, Volkslieder und Unterhaltungsliteratur berücksichtigt werden, da sich hier die „Bilder“ und Projektionen besonders deutlich abzeichnen.

Erste Zwischenergebnisse der Recherchen haben die Annahme bestätigt, dass die Geschichte chinesischer Migration in Westeuropa nicht angemessen in einem nationalen Rahmen untersucht werden kann. Grenzüberschreitende Bewegungen und Wohnortswechsel sind äußerst zahlreich und eher die Regel; für die Migranten bildeten die westeuropäischen Hafenstädte folglich eine Einheit, in der die lokalen Unterschiede in den Hintergrund traten. Bei den Reaktionen lassen sich hingegen deutliche lokale und nationale Differenzen erkennen, weshalb die Rede von „westlichen“ Vorstellungen von China und Chinesen zu undifferenziert ist. Während englische Behörden angesichts des kolonialen Kosmopolitismus des Empire in chinesischen Migranten kaum eine Gefahr erblickten, versuchte die Polizeibehörde Hamburg mit Vehemenz die unerwünschte Einwanderung zu verhindern. In Rotterdam blieben die Behörden eine Zeit lang indifferent, da das Chinesenviertel („Chineezenvijk“) in einem isolierten Hafenviertel, in Katendrecht, lag und es deshalb kaum Kontakte mit der städtischen Bevölkerung gab. Wie sehr chinesische Männer als Personifikation des „lästigen Ausländers“ wirken konnten und wie wichtig Massenmedien hierbei waren, zeigte sich im London der 1920er Jahre. Einzelne Chinesen wie „Brilliant“ Chang

galten als Drogendealer und deshalb als Bedrohung für englische Frauen und die Gesundheit der Großstadtjugend. Eine ähnliche Fokussierung auf Sexualität wie in London gab es andernorts nicht, was auf englische Spezifika wie koloniale Abwehrreaktionen verweist. Zwar überwachten die Behörden chinesische Migranten in allen drei Untersuchungsorten; diese Überwachung spitzte sich aber im nationalsozialistischen Hamburg und vor allem während des Zweiten Weltkrieges zu. Die verschärfte Verfolgung in der Hansestadt demonstriert, wie wichtig der nun fehlende diplomatische Schutz war und wie sehr Gestapo-beamte und andere Staatsdiener die staatliche Rassenpolitik verinnerlicht hatten und konsequent exekutierten. Die Geschichte der maritim geprägten Chinesenviertel endete Mitte des 20. Jahrhunderts, danach setzte eine neue Phase chinesischer Migration ein, die von dem Entstehen der Konsumgesellschaft profitierte und in der Gastronomie ein wirtschaftliches Betätigungsfeld fand.

Das Projekt wird, zusammengefasst, globale Migration, transnationale Netzwerke und gesellschaftliche und behördliche Reaktionen untersuchen. Es soll eine mehrdimensionale Lokalgeschichte der Globalisierung im internationalen Vergleich entstehen, die historische Akteure, Vorstellungen und Repräsentation gleichermaßen berücksichtigt und aufeinander bezieht. Die Ergebnisse sollen auf Englisch publiziert werden, um sie international zugänglich zu machen.

Christiane Berth

---

## **Hamburg und die außereuropäischen Kaffee-Welten: Das Beispiel Zentralamerika**

---

Das Forschungsprojekt „Hamburg und die außereuropäischen Kaffee-Welten“ ist Teil des DFG-geförderten Projekts Kaffee-Welten, das sich mit der Geschichte des Kaffeehandels in Hamburg im 20. Jahrhundert beschäftigt. Das Projekt thematisiert die durch den Kaffeehandel entstandenen außereuropäischen Bezüge und globalen Netzwerke zwischen Norddeutschland und Zentralamerika, leistet also einen Beitrag zur Verknüpfung von Global- und Lokalgeschichte.

Die Region Zentralamerika hat seit langem eine besondere Bedeutung durch die Produktion von „gewaschenem Kaffee“, d. h. Kaffee, der nass aufbereitet wird. Dadurch schufen sich die zentralamerikanischen Staaten ein kleines, aber bedeutendes Marktsegment im Bereich der Qualitätskaffees. Eine wichtige Rolle bei der Etablierung der Handelsverbindungen spielten norddeutsche Überseekaufleute, vor allem aus Hamburg und Bremen, sowie deutsche Einwanderer in Zentralamerika.

Deutsche Einwanderer hatten sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Zentralamerika niedergelassen, u. a. wegen der Möglichkeiten, die sich im expandierenden Handel mit Kolonialwaren wie Kaffee, Kakao und Zucker boten. In vielen zentralamerikanischen Ländern spielten deutsche Einwanderer eine wichtige Rolle beim Kaffeeanbau und -handel, sei es als Fincabesitzer, Kreditgeber oder im Export. Ihre Verbindungen zu deutschen Banken sowie ihr technisches und kaufmännisches Know-How boten ihnen entscheidende Vorteile gegenüber den einheimischen Produzenten. In Guatemala führte dies zu einer zeitweise dominierenden Stellung der deutschen Einwanderer in der Kaffeeproduk-

tion. Noch heute finden sich in den zentralamerikanischen Kaffeeanbaugebieten Fincas, die durch Namen wie Hamburgo, Bremen, Germania und Lubeca auf die norddeutsche Herkunft ihrer Gründer verweisen und teilweise immer noch im Besitz der Gründungsfamilien sind. Andere Familien sind zwar nicht mehr in der Kaffeebranche aktiv, zählen aber weiterhin zum Kreis der wirtschaftlichen Eliten. Neben diesen Erfolgsgeschichten gab es jedoch viele Geschichten des Scheiterns: Scheitern auf Grund der unterschiedlichen klimatischen Bedingungen, der unbekannteren tropischen Natur, des abgeschiedenen Lebens auf den Kaffeefincas, interkultureller Konflikte oder wirtschaftlicher Krisen. Ein besonderes Augenmerk des Projektes gilt der Wahrnehmung der außereuropäischen Kaffee-Welten durch die norddeutschen Akteure: Wie wurden die Arbeits- und Lebensbedingungen in den verschiedenen Staaten eingeschätzt, welche Bilder wurden den Geschäftspartnern in Europa vermittelt? Wie nahmen deutsche Fincabesitzer und -verwalter die Arbeitskräfte auf den Plantagen wahr, und wie gestaltete sich das Verhältnis zu den lokalen Eliten?

Als Fallbeispiele werden die Länder Guatemala, Costa Rica und die Kaffeeanbauregion Soconusco im Süden Mexikos herangezogen. Besonders ein Vergleich der Situation in Costa Rica und Guatemala erscheint sehr spannend, waren doch politische Rahmenbedingungen, Arbeitsverhältnisse im Kaffeeanbau und der Charakter der deutschen Einwanderung sehr unterschiedlich. In Costa Rica setzte der Kaffee-Export bereits Jahrzehnte früher ein als in Guatemala. Der Anbau fand nicht auf riesigen Plantagen statt, sondern wurde vor allem von kleinen und mittleren Produzenten betrieben. Schließlich weist die deutsche Einwanderung nach Guatemala andere Charakteristika auf, die für die Entwicklung des Kaffeehandels von großer Bedeutung waren. Die Einwanderung erfolgte dort schneller und in größerem Maßstab. In einzelnen guatemaltekischen Regionen, wie z. B. der Alta Verapaz, bildeten sich regelrechte deutsche Kolonien heraus. In Costa Rica hingegen lebten die deutschen Einwanderer vor allem in der Umgebung der Hauptstadt San José und integrierten sich stärker in die lokalen Eliten.

Zeitlicher Schwerpunkt des Projekts sind die Jahre von 1920 bis 1950, eine Periode vieler gesellschaftlicher Umbrüche, die die internationalen Handelsnetzwerke entscheidend veränderten. Nach einem vorübergehenden Boom durch die hohen Kaffeepreise Mitte der 1920er Jahre gerieten die zentralamerikanischen Länder in den Strudel der Weltwirtschaftskrise: In Guatemala kam 1931

der Diktator Jorge Ubico an die Macht, während Costa Rica zwar formal demokratisch blieb, aber zwischen 1936 und 1939 durch den autoritären Präsidenten León Cortés regiert wurde. Die 1930er Jahre waren außerdem durch die Versuche der Auslandsorganisation der NSDAP gekennzeichnet, die deutschen Einwanderer „gleichzuschalten“ und für ihre außenpolitischen Zwecke zu instrumentalisieren. Dies sorgte für eine Polarisierung und Konflikte unter den deutschen Einwandererfamilien, die sich besonders auf die Handelsbeziehungen zu den deutsch-jüdischen Familien in der Kaffeebranche auswirkten.

Der Zweite Weltkrieg stellt in doppelter Hinsicht einen Einschnitt dar: Einerseits wurden die Handelsverbindungen nach Europa unterbrochen und Kaffee nun vor allem in die USA exportiert. Andererseits wurden Deutsche nach dem Kriegseintritt der USA im Dezember 1941 in vielen lateinamerikanischen Staaten enteignet, in den USA interniert und ihr Besitz zunächst unter staatliche Kontrolle gestellt. Wiederaufnahme und Wandel der Handelsnetzwerke in der Nachkriegszeit sollen anhand folgender Fragen analysiert werden: Welche Kontinuitäten und Brüche lassen sich in den 1950er Jahren beobachten? Welche Akteure waren am Wiederaufbau der Handelsbeziehungen beteiligt? Was geschah mit dem enteigneten Eigentum, und wie transformierten sich die Besitzstrukturen auch vor dem Hintergrund von Agrarreformen in den Kaffeeanbauländern?

Das Projekt ist im Schnittpunkt von Global-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte angesiedelt, beleuchtet es doch die Integration einer kleinen Wirtschaftselite in die zentralamerikanischen Gesellschaften und ihre transnationale Handelsnetzwerke. Daneben verfolgt es einen biografischen Ansatz, d. h. es sollen die Lebens- und Familiengeschichten der Kaffee-Akteure vor dem Hintergrund der jeweiligen internationalen und regionalen politischen Ereignisse analysiert werden. Wichtige Quellen sind deshalb Nachlässe, autobiografische Zeugnisse und lebensgeschichtliche Interviews mit Nachfahren deutscher Einwandererfamilien, die in einem für das Jahr 2007 geplanten Forschungsaufenthalt in Zentralamerika erhoben werden sollen. Es existiert bereits eine enge Kooperation mit dem „Centro de Investigaciones Históricas de América Central“ an der Universidad de Costa Rica.

# **Tätigkeitsbericht der FZH**

## für das Jahr 2006

---

1. Personal und Gremien der FZH (Stand 31.12.2006)

**DIREKTOR (UND VORSTAND)**

*Prof. Dr. Axel Schildt*

**STELLV. DIREKTORIN**

**(UND STELLV. VORSTAND)**

*Prof. Dr. Dorothee Wierling*

**WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERINNEN**

**UND MITARBEITER**

*Dr. Lars Amenda (seit 1.5.)*

*Dr. Frank Bajohr*

*Christiane Berth M. A. (seit 1.9.)*

*Prof. Dr. Ursula Büttner*

*Prof. Dr. Karl Christian Führer*

*(seit 1.10.)*

*Dr. Christoph Strupp (seit 1.7.)*

*Dr. Meik Woyke*

**DOKTORANDENSTIPENDIUM DER ZEIT-  
STIFTUNG EBELIN UND GERD BUCERIUS**

*Tino Jacobs M. A.*

**WERKSTATT DER ERINNERUNG (WdE)**

*Dr. Linde Apel*

*Monika Sigmund, M. A.*

**LEKTORAT DER FZH-PUBLIKATIONEN**

*Joachim Szodrzynski*

**BIBLIOTHEK**

*Dipl. Bibl. Karl Otto Schütt, M. A.*

*Dipl. Dok. Dorothee Mateika*

**ARCHIV UND DOKUMENTATION**

*Dipl. Bibl. Angelika Voß-Louis*

*Rüdiger Buchholtz, M. A. (bis 31.10.)*

*Ewald Dawid*

*Dr. Christian Hannen (seit 9.5.)*

**SEKRETARIAT UND**

**ÖFFENTLICHKEITSARBEIT**

*Maike Raap, M. A. (seit 1.11.)*

**VERWALTUNG**

*Susanne Linnig*

**ASSISTENTIN DES SCHRIFTFÜHRERS DES  
VERBANDES DER HISTORIKER UND  
HISTORIKERINNEN DEUTSCHLANDS**

*Nora Helmlí*

Im Rahmen von Bibliothek, Archiv und Werkstatt der Erinnerung (WdE) waren Praktikantinnen und Praktikanten bzw. Hospitanten von vier Wochen bis zu drei Monaten beschäftigt, außerdem unterstützen uns einige studentische Hilfskräfte sowie Schreibkräfte auf Honorarbasis (in der WdE).

Claudia Kemper M. A. hat das Sekretariat der FZH bis zum September 2006 ausgezeichnet geleitet und wechselte auf eine Prof. Schildt zugeordnete Stelle als Wissenschaftliche Mitarbeiterin mit Gelegenheit zur Promotion am Historischen Seminar. Als neue Kollegin für Sekretariat und Öffentlichkeitsarbeit begrüßen wir Maíke Raap.

**KURATORIUM**

*Dr. Roland Salchow*

Staatsrat der Behörde für Wissenschaft und Gesundheit  
der Freien und Hansestadt Hamburg, Vorsitz

*Erhard Pumm*

Deutscher Gewerkschaftsbund, stellvertretender Vorsitz

*Reiner Adam*

Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung

*Dr. Sabine Bamberger-Stemmann*

Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg

*Constanze Bredenbreuker*

Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung

*Klaus Francke*

Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung

*Peter Jaffé*

Jüdische Gemeinde Hamburg

*Prof. Dr. Adelheid von Saldern*

Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats

*Prof. Dr. Angelika Schaser*

Vertreterin des Präsidenten der Universität Hamburg

*Dr. Martin Schmidt*

Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung

#### **WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT**

Prof. Dr. Adelheid von Saldern

Universität Hannover, Vorsitz

Prof. Dr. Barbara Vogel

Universität Hamburg Fachbereich Philosophie und  
Geschichtswissenschaft, stellv. Vorsitz

Prof. Dr. Ute Daniel

Universität Braunschweig

Prof. Dr. Anselm Doering-Manteuffel

Universität Tübingen

Prof. Dr. Christoph Kleßmann

Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam

Prof. Dr. Christof Mauch

Deutsches Historisches Institut, Washington D. C.

Prof. Dr. Jürgen Reulecke

Universität Gießen

Dr. Jill Stephenson

University of Edinburgh

Neue Mitglieder ab 1.2.2007:

Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej

Universität Warschau

Prof. Dr. Christoph Cornelißen

Universität Kiel

*Prof. Dr. Anselm Doering-Manteuffel*

Universität Tübingen

*Prof. Dr. Knut HICKETHIER*

Universität Hamburg

*Prof. Dr. Simone LÄSSIG*

Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuch-  
forschung, Braunschweig

*Prof. Dr. Christof MAUCH*

German Historical Institute, Washington, D. C.

*Prof. Dr. Cornelia RAUH-KÜHNE*

Universität Hannover

*Prof. Dr. Margit SZÖLLÖSI-JANZE*

Universität zu Köln

*Prof. Dr. Barbara VOGEL*

Universität Hamburg

## 2. Forschung

Konzeptionelle Grundlagen der Forschung sind gemeinsam mit dem Wissenschaftlichen Beirat erarbeitet und in einem auf mehrere Jahre angelegten Forschungsplan umgesetzt worden, der vom Kuratorium der FZH Ende 2002 beschlossen worden ist. In internen Forschungskolloquien wird über den Fortgang der einzelnen Projekte diskutiert, die derzeit in vier Schwerpunkten angesiedelt sind.

### **a) Die NS-Herrschaft in Hamburg und Norddeutschland (einschließlich ihrer Voraussetzungen und Folgen)**

Der die bisherige Forschung bündelnde und bilanzierende Band „Hamburg im Dritten Reich“ (2005) ist mittlerweile als Standardwerk der Forschung über die Großstädte in der Zeit des Nationalsozialismus angenommen worden (s. Rezensionen von Büchern aus der FZH unter Punkt 9). Die historiographische Rekonstruktion des NS-Regimes in Hamburg ist damit allerdings noch längst nicht an ihr Ende gekommen, sondern hat lediglich eine neue Stufe erreicht. Im letzten Jahresbericht (S. 92f.) hatten wir bereits vier Punkte genannt, die perspektivisch verfolgt werden sollten:

Zum ersten gebe es weiterhin thematische Desiderata hinsichtlich der lokalen und regionalen Geschichte in der Zeit des „Dritten Reiches“, die wir durch Publikationen berücksichtigen wollten. Zu erwähnen ist hier für 2006 die umfangreiche Studie von Friederike Littmann über die Zwangsarbeit in der Hamburger Wirtschaft während des Zweiten Weltkriegs, die über längere Zeit als Projekt in der FZH vorbereitet wurde; gleichzeitig mit dieser Broschüre wird als Bd. 18 wird in unserer Reihe „Forum Zeitgeschichte“ im Frühjahr 2007 eine Untersuchung über evangelisches Gemeindeleben in Hamburg in der NS-Zeit von Victoria Overlack erscheinen. Diese Arbeit ging aus einem vom Kirchenkreis Alt-Hamburg geförderten Projekt hervor, der in großzügiger Weise auch die Publikation des Buches fördert.

Als zweiter Punkt war die Verortung des „Dritten Reiches“ innerhalb von Längsschnittstudien durch das gesamte 20. Jahrhundert genannt worden. Die Veröffentlichung des Buches von Lars Amenda über die kleine Bevölkerungsgruppe der Chinesen in Hamburg und deren Wahrnehmung durch die hamburgische Bevölkerung ist ein Beispiel für diese Gewinnung einer erweiterten Perspektive. Auch das in der Endphase befindliche Projekt von Tino Jacobs (s. unter 2b) über den Reemtsma-Konzern von den 1920er bis in die 1950er Jahre fällt in diesen Bereich.

Als dritter Punkt war genannt worden die Untersuchung des zeitgenössischen Blicks von außen. Dies wird erprobt mit dem Projekt

Fremde Blicke auf das „Dritte Reich“. Konsulatsberichte  
über die deutsche Gesellschaft in der NS-Zeit 1933–1945  
(Koordination: Dr. Frank Bajohr)

In dem Projekt sollen in großer Zahl vorliegende, aber bisher kaum beachtete Berichte untersucht werden, die Konsulate verschiedener Staaten über das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945 verfasst und an ihre jeweiligen Heimatländer gesandt haben. Ein besonderes Interesse gilt dabei der Außenwahrnehmung NS-Deutschlands vor dem Hintergrund traditioneller Deutschlandbilder in den jeweiligen Ländern, der Wahrnehmung des Verhältnisses von NS-Herrschaft und deutscher Bevölkerung sowie der Verfolgung der Juden, mit der Konsulate häufig wegen der Zuteilung von Visa in besonderer Weise konfrontiert waren.

Bei der Auswahl der berücksichtigten Länder werden die Großmächte und späteren Kriegsgegner berücksichtigt, aber auch neutrale und kleinere Staaten,

insbesondere die europäischen Nachbarn Deutschlands, einbezogen. Dadurch soll ein breites Spektrum von Fremdwahrnehmungen der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung in Deutschland erfasst werden. Um das Projekt gleichwohl handhabbar zu gestalten, wird die Zahl der zu untersuchenden Länder zunächst auf zwölf beschränkt, eventuell noch um ein bis zwei Länder erweitert.

Die archivalische Erhebung und Auswertung der Konsulatsberichte in Form länderbezogener Aufsätze von jeweils ca. 50 Druckseiten mit einem Anhang ausgewählter Quellen soll in enger Kooperation mit einschlägig ausgewiesenen Historikern und Forschungsinstitutionen in den betreffenden Ländern erfolgen.

Die Fritz-Thyssen-Stiftung fördert das Projekt hinsichtlich der Sachkosten und der Honorierung der länderbezogenen Forschungsbeiträge. Darüber hinaus konnte durch Unterstützung des Deutschen Historischen Instituts in Washington Dr. Christoph Strupp bei der FZH für die Auswertung der US-amerikanischen Konsulatsberichte angestellt werden (s. seinen Beitrag in dieser Ausgabe).

Bis jetzt sind folgende Bearbeiter für die einzelnen Länder vorgesehen:

1. USA: Dr. Christoph Strupp, Deutsches Historisches Institut in Washington/Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg.
2. Frankreich: Dr. Jean-Marc Dreyfus, Centre Marc Bloch, Berlin.
3. Großbritannien: Dr. Eckhard Michels, Birkbeck College, Universität London.
4. Italien: Dr. Ruth Nattermann, Deutsches Historisches Institut, Rom.
5. Schweden: Prof. Dr. Paul Levine, Universität Uppsala.
6. Dänemark: Dr. Therkel Straede, Universität Odense.
7. Polen: Prof. Dr. Jerzy Tomaszewski, Universität Warschau.
8. Niederlande: Prof. Dr. Johannes Houwink ten Cate, Center for Holocaust- and Genocidestudies, Universität Amsterdam.
9. Schweiz: Dr. Gregor Spuhler, Universität Basel.
10. Costa Rica: Christiane Berth, M.A., Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg/Dennis Arias, San José, Costa Rica.
11. Argentinien: PD Dr. Holger Meding, Universität zu Köln.
12. Japan: Prof. Dr. Yuji Ishida, Universität Tokio.

Als vierten Punkt schließlich hatten wir prognostiziert, dass die „zweite Geschichte des Nationalsozialismus“, der zeitgenössische Umgang mit dem „Dritten Reich“, die städtische Geschichtspolitik und Memorialkultur in ihren vielfältigen Dimensionen in den nächsten Jahren ein stärkeres Gewicht erhalten würden. Nach einem ersten Aufriss hierzu in einem Band der „Hamburger Zeitspuren“ von Peter Reichel und Harald Schmid (2005) werden wir dazu im nächsten Herbst eine umfangreiche Untersuchung von Malte Thießen, Dissertation am Historischen Seminar der Hamburger Universität, über das Gedenken an die Bombenkatastrophe 1943 und das Kriegsende veröffentlichen, die einen weiten Bogen von 1943 bis in die unmittelbare Gegenwart spannt.

Dem Schicksal ausgewählter Opfergruppen des NS-Regimes nach 1945 gilt das Projekt

Die Wiedereingliederung der Verfolgten des NS-Regimes  
in die Gesellschaft der Britischen Zone, unter besonderer  
Berücksichtigung Hamburgs  
(Bearbeiterin: Prof. Dr. Ursula Büttner)

Die Erfahrungen der Verfolgten bei ihrer Rückkehr in die deutsche Gesellschaft wurden von drei unabhängig, mit- und gegeneinander agierenden Kräften bestimmt: der (britischen) Militärregierung, den deutschen Behörden und Politikern, den „gewöhnlichen Deutschen“ der Umgebung: der weiteren Familie, den Freunden, Arbeitgebern, Kollegen, Geschäftspartnern, Kunden, Lehrern, Nachbarn u. a. Im ersten Schritt konzentriert sich die Arbeit an dem Projekt zunächst auf die Politik der britischen Besatzungsmacht, die im Rahmen ihrer gesamten Deutschlandpolitik und ihrer weltpolitischen Interessen, insbesondere in Palästina, zu sehen ist. Außerdem muss die schwierige Situation und die öffentliche Stimmung in dem durch den Krieg wirtschaftlich und finanziell erschöpften Großbritannien berücksichtigt werden. Zusätzlich wird die Rekonstruktion der britischen Politik gegenüber den Verfolgten durch die komplizierten Entscheidungswege zwischen Londoner Regierung und Control Office for Germany and Austria (COGA), der Zentrale und den verschiedenen, oft widersprüchliche Ziele verfolgenden Abteilungen der Militärregierung sowie den regionalen Militärregierungen erschwert. Da der in dem Projekt untersuchte Aspekt der britischen Deutschlandpolitik bisher nur am Rande behandelt wurde, allenfalls in Arbeiten über den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in der

Britischen Zone und über die Anfänge der „Wiedergutmachung“, ist eine umfassende Auswertung der relevanten Quellen notwendig.

Bisher wurden die einschlägigen Akten des Foreign Office, des COGA und der Militärregierung gesichtet, was wegen der oft zweideutigen oder missverständlichen Aktentitel sehr zeitaufwändig war. Die Funde werden zur Zeit ausgewertet und für die Darstellung strukturiert. Die sich abzeichnenden Ergebnisse scheinen so interessant zu sein, dass sich möglicherweise eine gesonderte Veröffentlichung lohnt. Über Form und Umfang kann erst im weiteren Verlauf der Arbeit entschieden werden.

Zeitzeugen des „Hamburger Feuersturms“ und ihre Familien –  
ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zur transgenerationalen  
Weitergabe traumatischer Kriegserfahrung  
(Bearbeiter: Dr. Malte Thießen)

Der „Hamburger Feuersturm“ steht als Begriff für den großen, sich über mehrere Tage hinziehenden Luftangriff auf Hamburg im Sommer 1943. Etwa 35 000 Menschen verloren dabei ihr Leben. Als tiefste Zäsur des 20. Jahrhunderts brannte sich der „Feuersturm“ in Hamburgs Stadtbild und -geschichte ein. Zugleich ist jedoch über die langfristigen Auswirkungen dieser Kriegserfahrung sowohl in historischer Hinsicht als auch im Hinblick auf individuelle und transgenerationale Folgen bislang wenig bekannt. Mit einer Untersuchung zu den Überlebenden des „Feuersturms“ und den nachfolgenden Generationen sollen die Folgen traumatisierender Ereignisse und ihre familiäre Weitergabe zum gegenwärtigen Zeitpunkt, da zumindest die damals jungen Erwachsenen, Jugendlichen und Kinder noch leben, interdisziplinär erforscht werden. Die Untersuchung zur Bedeutung des Luftkriegs im Hamburger „Familiengedächtnis“ erfolgt in Zusammenarbeit von FZH und Psychoanalytikern des Universitätskrankenhauses Eppendorf. Das Projekt wird in seinem zeitgeschichtlichen Teil von der Gerda-Henkel-Stiftung gefördert.

### **b) Hamburgische Eliten im 20. Jahrhundert**

In diesem Forschungsschwerpunkt sollen die Bedingungen, Funktionsmechanismen und Formen der Konstruktion und Selbstkonstruktion von Eliten im Sinne von wirtschaftlicher Macht sowie kultureller Hegemonie am Beispiel des städtischen Raumes Hamburg analysiert werden. Dabei sollen biographische Stu-

dien, Arbeiten über verschiedene professionelle Gruppen, die den Eliten zugeordnet werden, über Orte elitärer Sozialisation, politischer und wirtschaftlicher Macht sowie informeller Gesellung erstellt werden. Konzeptionell wird die Verbindung von Stadtgeschichte und Elitenforschung als besonders tragfähig angesehen. Zwei Projekte befinden sich derzeit in der Abschlussphase:

Erik Blumenfeld (1915–1997). Eine Biographie  
(Bearbeiter: Dr. Frank Bajohr).

Im Spektrum der hamburgischen Eliten des 20. Jahrhunderts war der Hamburger Unternehmer und CDU-Politiker Erik Blumenfeld eine in vielerlei Hinsicht solitäre Erscheinung. Einerseits kam er aus dem klassischen Hamburger Handelsbürgertum, andererseits fühlte er sich den „neuen Hamburger Eliten“ in Medien und Politik zugehörig. Einerseits gehörte er in den 60er Jahren zu den Modernisierern und Reformern innerhalb der CDU, andererseits repräsentierte er als finanziell unabhängiger „Gentleman-Politiker“ ein Auslaufmodell im wachsenden Trend der politischen Professionalisierung. Seine politischen Auffassungen changierten zwischen linksliberal und konservativ; er war weder politischer Praktiker noch Theoretiker, sondern ein „Netzwerker“ und politischer Kommunikator, der in Hamburg über die meisten Auslandskontakte verfügte und im Ausland gleichermaßen als politischer Sondierer und Interpret deutscher Politik auftrat.

Für das Projekt über Blumenfeld konnten 2006 die Quellenrecherchen im wesentlichen abgeschlossen werden. So wurden im Archiv für Christlich-Demokratische Politik in St. Augustin der Konrad-Adenauer-Stiftung u. a. Akten des CDU-Landesverbandes Hamburg, der CDU-Bürgerschaftsfraktion, des Außenpolitischen Arbeitskreises der CDU, Papiere Konrad Adenauers und Ludwig Erhards sowie die umfangreichen Sitzungsprotokolle der CDU/CSU-Bundestagsfraktion aus den Jahren 1961–1976 eingesehen. Damit sind die Voraussetzungen für die Niederschrift der Biographie 2007 gegeben. Die Veröffentlichung wird in der von der ZEIT-Stiftung herausgegebenen Reihe „Hamburger Köpfe“ erfolgen.

Rauch und Macht. Die Firma Reemtsma 1920 bis 1961  
(Bearbeiter: Tino Jacobs M. A.)

Das Projekt wurde bis zum 30.9.2006 durch ein Gerd-Bucerius-Doktorandenstipendium der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius gefördert und

befindet sich nach umfangreichen Quellenrecherchen – u. a. im Archiv des Hamburger Instituts für Sozialforschung, im Hauptstaatsarchiv Dresden, im Staatsarchiv Hamburg, im Bundesarchiv Berlin und im Historischen Archiv der Deutschen Bank – in der Abschlussphase.

Es entsteht eine unternehmenshistorische Monographie zur Geschichte des seit 1923 in (Hamburg-)Altona ansässigen Zigarettenherstellers Reemtsma, die sich u. a. als Fallstudie zu einer Kulturgeschichte unternehmerischer Macht versteht. Die Analyse zeigt die Firma Reemtsma zum einen als gut vernetzten Akteur, der sich mit einer Kombination aus subtilen Techniken und brachialen Maßnahmen ökonomischen Erfolg zu sichern und auch gegen Widerstände zu wehren wusste. Zum anderen erscheint das Unternehmen als institutionelle Basis für individuelle Einflussmöglichkeiten der Brüder Reemtsma auf unterschiedlichen Handlungsfeldern. Im Falle Philipp F. Reemtsmas ergibt sich so das Profil eines eigensinnigen Unternehmers, der – stets auf Distinktion bedacht – das Image einer Art Übervater seiner Branche pflegte und dessen Verhältnis zur alteingesessenen Hamburger Kaufmannselite durch Ambivalenz geprägt war. Teilergebnisse des Projekts wurden zuletzt im Doktorandenkolloquium von Prof. Dr. Andreas Schulz und Prof. Dr. Andreas Fahrmeir (Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt a. M.) vorgestellt.

### **c) Öffentlichkeit und populäre Kulturen**

Die beiden erstgenannten Projekte werden von Mitarbeitern der FZH neben ihren sonstigen Aufgaben betrieben.

Zum Verhältnis von sozialer Realität und dichterischer Fiktion im  
Werk von Schriftstellern 1930–1950

(Bearbeiter: Joachim Szodrzynski)

Die Arbeit befindet sich im fortgeschrittenen Stadium der Niederschrift. Nach der Ausweitung des Untersuchungszeitraums (ursprünglich 1943–1953) gliedert sie sich in drei Kapitel von jeweils ungefähr hundert Seiten, die – schwerpunktmäßig jeweils anhand eines Schriftstellers (Hermann Kasack, Felix Hartlaub, Hans Erich Nossack) – die Phasen „Normalität“ des „Dritten Reiches“, Krieg und Nachkrieg behandeln. Nach der Erledigung wichtiger Lektoratsarbeiten für Bände der FZH soll ab Frühjahr 2007 mit der Niederschrift der Einleitung und des Schlusskapitels das Projekt abgeschlossen werden.

Linke und rechte Politisierung. Die Hamburger Schülerbewegung  
der 60er und 70er Jahre

(Bearbeiterin: Dr. Linde Apel)

Ausgehend von den „in der Luft liegenden“ Politisierungsprozessen dieser Zeit sollen die subjektiven Erfahrungen von Oberschülerinnen und Oberschülern in der Schule, im Elternhaus, in Parteien und Vereinigungen und in der Öffentlichkeit analysiert werden. 2006 wurden überwiegend Interviews mit ehemaligen Schülerinnen und Schülern geführt, die trotzkistischen oder denjenigen Parteien und Vereinigungen nahe standen, die sich an der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) orientierten. Mit lebensgeschichtlichen Interviews soll sich den Beweggründen für ihr Engagement, den Motiven für ihre politischen Aktivitäten, ihrem damaligen Selbstverständnis, ihren Lebensentwürfen und den politisch-individuellen Veränderungsprozessen angenähert werden. Es wurden jedoch nicht nur narrativ-biografische Interviews geführt, in denen subjektive Entwicklungen und Wahrnehmungen im Vordergrund stehen und in denen die Interviewpartner meist auch eine Einschätzung über ihr damaliges Verhalten, über die Bedeutung ihres Engagements und über die Folgen geben, die diese politische Entscheidung für sie hatte. Komplementär sollen alle zugänglichen Dokumente ausgewertet werden. Dies sind neben Schülerzeitungen vor allem interne oder halböffentliche Diskussionspapiere der verschiedenen Gruppen, Sitzungsprotokolle, sowie verbandseigene Zeitschriften und Flugblätter, die unter anderem im Archiv des Hamburger Instituts für Sozialforschung verwahrt werden. Häufig stellen mir die Interviewpartner ihre persönlichen Unterlagen zur Verfügung, die die archivalische Überlieferung aufs Beste ergänzen. Die Kombination dieser Quellen ermöglicht sowohl eine lebensweltliche Annäherung wie auch eine ideologisch-theoretische Auseinandersetzung mit den diversen Positionen der Schülerbewegung. Sie verdeutlicht u. a., in welchem Tempo sich die Lehr- und Lernbedingungen, die Möglichkeiten der Partizipation von Schülern und auch die Rolle und Aufgaben von Lehrern und Schulleitern verändert und damit zur anfangs vehement geforderten Demokratisierung der Schule, aber auch des Gesprächsklimas zwischen den Generationen beigetragen haben. Die Analyse veranschaulicht aber auch die ebenso rasante Geschwindigkeit, mit der sich zunächst politisch nur wenig festgelegte, eher liberal orientierte und breit interessierte Schülerinnen und Schüler über eine vergleichsweise kurze antiautoritäre Phase hinweg dogmatischen

Organisationen anschlossen und sich relativ rigiden inhaltlich-ideologischen Vorgaben unterwarfen.

„Lokale Wiederaufbau-Politik und Geschichtsdeutungen. Kontroversen um kriegszerstörte Baudenkmale in der Bundesrepublik im Spannungsfeld von Experten-Politik und bürgerschaftlichem Engagement 1949–1989“

(Bearbeiter: PD Dr. Georg Wagner-Kyora)

Das von der DFG geförderte Projekt zielt auf eine vergleichende Aufarbeitung der Politik- und Mediengeschichte von solitären Wiederaufbau-Vorhaben in acht Städten, um die Gemeinsamkeiten und den Wandel in der lokalen Erinnerungskultur der Bundesrepublik zu analysieren.

2006 wurden zwei Aufsätze publiziert, erstens ein Vergleich zwischen Wiederaufbauten in Dortmund und Braunschweig, der die später zu realisierende Konzeption des Acht-Städte-Vergleichs skizziert, und zweitens eine Ausarbeitung über Abriss und Wiederaufbau des Braunschweiger Schlosses, die dieses Fallbeispiel als eine politische Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik und ihrer lokalen Eliten präsentiert.

Die Archivrecherchen für das Projekt ist abgeschlossen. Aufgrund von Vertretungs-Professuren des Bearbeiters wurde es bis März 2006 und erneut seit Oktober 2006 ausgesetzt, so dass die ursprüngliche Planung für die Abfassung der Monografie und Konzipierung einer vergleichenden Tagung über die Geschichtskultur des „Wiederaufbaus“ noch nicht weiter verfolgt werden konnte.

#### **d) Außenbezüge und globale Netzwerke**

Suburbane Erfahrungsräume: Das nördliche Umland Hamburgs von den fünfziger Jahren bis in die siebziger Jahre“

(Bearbeiter: Dr. Meik Woyke)

Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt (s. dazu den ausführlichen Aufsatz von Meik Woyke, „Wohnen im Grünen“?, in: Zeitgeschichte in Hamburg 2005, S. 22–49) analysiert die vorherrschenden Wahrnehmungen und Erfahrungen ausgewählter Bevölkerungs-, Alters- und Berufsgruppen im „Speckgürtel“ der bevölkerungsreichsten Stadt der alten Bundesrepublik. Ausgehend von der Wohnsituation und siedlungsgeographischen Faktoren werden sowohl die Geschlechterbeziehungen, Familienstrukturen und

nachbarschaftlichen Kommunikationsbeziehungen als auch die mit der Raumaneignung eng verbundenen Konsum- und Freizeitstile intensiv beleuchtet. Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob die in der Endphase des Wiederaufbaus stark zunehmende Suburbanisierung, die als die grundlegende Form der Urbanisierung in den entwickelten Industriegesellschaften des 20. Jahrhunderts gilt, spezifische Identitäten hervorgebracht hat. Das Projekt, dessen Weiterförderung für ein drittes Jahr ab September 2006 von der DFG bewilligt worden ist, befindet sich in der Phase der Niederschrift. Im Mai 2006 wurde ein mit ausgewiesenen Experten der Stadtgeschichts- und Urbanisierungsforschung besetzter Workshop durchgeführt (s. unter Punkt 4), der wichtige Impulse vermittelte.

Kaffee-Welten – Handel, Verarbeitung und Konsum von Kaffee  
im norddeutschen Raum im 20. Jahrhundert“

(Bearbeiterinnen: Christiane Berth M. A., Monika Sigmund M. A.,  
Prof. Dr. Dorothee Wierling)

Der Förderungsbeginn des Ende 2005 durch die DFG bewilligten Projekts wurde auf September 2006 verschoben, da sich Christiane Berth (Teilprojekt: Hamburg und die außereuropäischen Kaffeewelten: Das Beispiel Zentralamerika) bis dahin noch in Costa Rica zu Feldforschungen im Rahmen einer vom DAAD geförderten verwandten Studie (über deutsche Einwanderer) aufhielt. Im Zentrum ihres Projektteils stehen die durch den Kaffeehandel entstandenen außereuropäischen Bezüge und globalen Netzwerke zwischen Norddeutschland und Zentralamerika. Anhand der Fallbeispiele Costa Rica und Guatemala sowie der Kaffeeanbauregion Soconusco im Süden Mexikos soll die Rolle der norddeutschen Kaffee-Akteure und der im Kaffeeanbau und -export tätigen deutschen Einwanderer analysiert werden. Es wurden erste Quellen im Staatsarchiv Hamburg gesichtet und Recherchen im Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde und im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes aufgenommen. Im Rahmen eines 2005/2006 durchgeführten Forschungsprojekts zur deutschen Einwanderung in Costa Rica konnten bereits einige Interviews mit Nachfahren deutscher Einwanderer geführt und Quellenmaterial im Nationalarchiv in San José erhoben werden. Für das Jahr 2007 ist ein längerer Forschungsaufenthalt in Guatemala, Mexiko und Costa Rica geplant.

Schon vor dem offiziellen Beginn der Förderung durch die DFG hat Dorothee Wierling (Teilprojekt: Hamburger Kaffee-Welten) einen längeren Archiv-

aufenthalt im Bundesarchiv Berlin absolviert, wo zentrale Bestände für die Zeit bis 1945 eingesehen wurden. Außerdem wurden von ihr sechs längere lebensgeschichtliche Interviews mit zentralen Personen des Hamburger Kaffeehandels durchgeführt. Seit Herbst 2006 steht die Auswertung von Material in Hamburger Archiven im Vordergrund der Arbeit, vor allem im Staatsarchiv Hamburg, wo sich der umfangreiche Bestand des „Vereins der am Caffeehandel beteiligten Firmen“ befindet.

Der dritte Teil des Projekts zum Kaffee-Konsum hat eine deutsch-deutsch vergleichende Ausrichtung erhalten und wird ab 2007 von der Stiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur gefördert. Das Gesamtprojekt wurde bereits bei mehreren Gelegenheiten vorgestellt, so im Kuratorium und im Freundeskreis der FZH, außerdem in einem Forschungskolloquium an der Universität zu Köln.

Chinesenviertel in westeuropäischen Hafenstädten. Eine transnationale Migrations- und Wahrnehmungsgeschichte 1900–1950

(Bearbeiter: Dr. Lars Amenda)

Seit Aufnahme des von der DFG geförderten Projekts im Mai 2006 wurden in einer ersten Phase systematisch Forschungsliteratur und literarische Quellen analysiert. Neben englischer und niederländischer Literatur konnten bisher unbekannte literarische Quellen für Hamburg erschlossen werden. In den Niederlanden wurden insbesondere für die transnationale Dimension des Projekts aussagekräftige archivalische Quellen zusammengetragen. Mit der zweiten Archivreise in die Niederlande im ersten Quartal 2007 werden die Quellenrecherchen abgeschlossen sein. Erste Zwischenergebnisse sind auf dem Deutschen Historikertag in Konstanz, dem Treffen der europäischen Stadthistoriker in Stockholm und der internationalen Konferenz der Sozialhistoriker in Amsterdam vorgetragen worden und flossen in Aufsätze ein, die im kommenden Jahr erscheinen werden (Zeithistorische Forschungen, Informationen zur modernen Stadtgeschichte). Nach Abschluss der Quellenauswertung soll im April 2007 mit der Niederschrift der monographischen Darstellung begonnen werden, die nach Fertigstellung Ende 2007 in einem amerikanischen Verlag erscheinen soll.

## Bewilligungen von Drittmitteln 2006

### *Die DFG bewilligte für*

- das Projekt „Chinesenviertel“ eine Stelle BAT II a für 18 Monate, 6500 € für Sachmittel und 1225 € für Publikationskosten;
- das Projekt „Afroamerikanische Musik“ eine Stelle BAT II a für 24 Monate, 4037 € für Sachmittel und 1500 € für Publikationskosten;
- das Projekt „Suburbanisierung“ (Verlängerung) eine Stelle BAT II a für 12 Monate und 750 € für Publikationskosten;
- die Drucklegung des Buches von Detlef Siegfried, *Time ist on my Side*, 8413,20 €;
- die Drucklegung des Buches von Dietmar Molthagen, *Das Ende der Bürgerlichkeit?* (erscheint im März 2007) 3500 €.

### *Die Fritz-Thyssen-Stiftung bewilligte für*

- das Projekt „Konsulatsberichte“ 49 500 €.

### *Die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius bewilligte für*

- die Tagung „Die ZEIT in der Bonner Republik“ 14 500 € (über diese Tagung, die Ende März 2007 in Hamburg stattfinden wird, werden wir im nächsten Jahresbericht informieren);
- die Drucklegung des Buches von Lars Amenda, *Fremde – Hafen – Stadt*, 5000 €;
- zwei Doktorandenstipendien für „Hamburgische Zeitgeschichte“ 80 000 €.

### *Die Gerda-Henkel-Stiftung bewilligte für*

- das Projekt „Hamburger Feuersturm“ ein dreijähriges Forschungsstipendium in Höhe von 55 440 €, außerdem für die Transskription von lebensgeschichtlichen Interviews 36 000 € und für Sachkosten 1000 €.

### *Die Stiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur bewilligte für*

- Die Studie „Kaffee-Konsum in den beiden deutschen Gesellschaften nach 1945“ ein Doktorandenstipendium in Höhe von 36 000 €.

*Die Katherina und Gerhard Hoffmann Stiftung bewilligte für*

- Die Einarbeitung des Bestandes einer Buchschenkung in den Katalog der FZH-Bibliothek 10 000 €.

### 3. Öffentliche Vorträge

**Fortsetzung der Vorträge der Reihe (Forschungskolloquium) „Versuchung, Verführung und andere Vergnügungen. Beiträge zu einer Geschichte von Genuss und Luxus im 20. Jahrhundert“, Wintersemester 2005/06:**

26. Januar 2006

Prof. Dr. Julia Sneeringer, City University of New York: Hamburg bei Nacht. Hamburg and the Reeperbahn in Tourist Literature of the 1950s and 1960s

16. Februar 2006

Prof. Dr. Lisa Heineman, University of Iowa: Das Wirtschaftswunder im Schlafzimmer. Sexualkonsumkultur in den 1950er Jahren

**Fußballtore zur Zeitgeschichte**

**Eine Kooperation der Forschungsstelle für Zeitgeschichte und des Körper-Forums**

28. März 2006

Prof. Dr. Petra Terhoeven (Universität Göttingen): Rom 1934 – Fußball-Taumel im Faschismus

6. April 2006

Prof. Dr. Franz Brüggemeier (Universität Freiburg): Eine ganz normale Nation? Deutschland und die Fußballweltmeisterschaft 1954

24. April 2006

Dr. Habbo Knoch (Universität Göttingen): Ein Schuß, kein Treffer? Das Wembley-Tor von 1966

10. Mai 2006

Prof. Dr. Christoph Kleßmann (Potsdam): Das Sparwassertor von 1974 –

Sieg über den Klassenfeind, Ende der ‚Alleinvertretung‘, Zufallstreffer oder was sonst?

6. Juni 2006

Dr. Frank Bajohr (Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg):  
„Mof“ versus „Kaaskopp“. Betrachtungen zum deutsch-niederländischen Fußball-Nationalismus

25. April 2006

**Workshop der „Werkstatt der Erinnerung“:** Täter, Opfer, Mitläufer. Öffentliche Erinnerung in Deutschland. Vortrag von Dr. Klaus Neumann (Swinburne University of Technology, Melbourne) und Diskussion. (s. dazu den Beitrag von Klaus Neumann in diesem Jahresbericht: Australische Perspektiven. Von shifting memories zu einer vergleichenden Studie über soziale und öffentliche Erinnerung in Tätergesellschaften, S. 84)

27. April 2006

**Vorstellung des Buches** „Zerbrochene Spiegel. Deutsche Geschichten im 20. Jahrhundert“ (Stuttgart 2006). Autorengespräch mit Konrad Jarausch und Kommentaren von Stefanie Schüler-Springorum und Michael Wildt (Moderation: Dorothee Wierling). Gemeinsame Veranstaltung von FZH und Deutscher Verlagsanstalt .

5. Mai 2006

**Workshop der FZH**

Suburbanisierung in vergleichender Perspektive

*Begrüßung und Einführung:* Axel Schildt/Meik Woyke, Hamburg

Suburbane Erfahrungsräume: Die vier schleswig-holsteinischen Randkreise von Hamburg (1950-1980) – Meik Woyke, Hamburg

„Heile Welt“ und „Clash of Cultures“ – Suburbanisierung rund um Leipzig und Berlin – Henning Nuißl, Leipzig/Halle

Die seltsame Urbanität der Ruhrstadt: Das Revier der großen Dörfer im Strukturwandel seit den 1950er Jahren – Stefan Goch, Gelsenkirchen/Bochum

*Kommentar und Diskussion:* Clemens Zimmermann, Saarbrücken

Jugendunruhen in der Banlieue – Frankreich seit den achtziger Jahren – Dietmar Hüser, Kassel

Suburbane Lebenswelten in Japan um 1960: Die „Siedlungs-Leute“ (danchi-zoku) als Vorreiter eines euro-amerikanischen Lebensstils – Katja Schmidpott, Bochum

*Kommentar, Diskussion und Fazit:* Adelheid von Saldern, Hannover

17. Mai 2006

**Vorstellung des Buches** von Friederike Littmann, *Ausländische Zwangsarbeiter in der Hamburger Kriegswirtschaft 1939–1945* (Forum Zeitgeschichte, Bd. 16), München/Hamburg 2006; Moderation: Axel Schild; Veranstaltung der FZH im Schanzenbuchladen

16. Juni 2006

**Vorstellung des Buches** von Lars Amenda, *Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972*, München/Hamburg 2006 (Forum Zeitgeschichte, Bd. 17), auf einer Veranstaltung von FZH und der Behörde für Wissenschaft und Gesundheit im Hamburger Rathaus.

27. September 2006

**Vorstellung des Buches** von Lars Amenda (s. o.) auf einer Veranstaltung der FZH im Schanzenbuchladen.

**Vortragsreihe (Forschungskolloquium der FZH im Wintersemester 2006/07: „Achtung Aufnahme – Geschichte in den Medien und die Medien der Geschichte“**

Noch vor wenigen Jahren fristete Mediengeschichte als Randerscheinung der Geschichtswissenschaft eine wenig beachtete Existenz. Seriöse historische Forschung und massenmediale Geschichtsvermittlung trennten scheinbar Welten. Seit es sich aber herumgesprochen hat, dass die Bedeutung der Medien mitnichten allein auf die Vermittlung anderswo gewonnener Erkenntnisse zu beschränken ist, die Medien nicht nur

informieren, sondern durch ihre Konstruktionen unsere Vorstellungen der Gegenwart und auch der Vergangenheit prägen, sind sie bevorzugter Gegenstand einer modernen Zeitgeschichte geworden. Das Interesse gilt dabei insbesondere der Deutung der Bilderfluten visueller Medien, von Film und Fernsehen.

Die Zeitgeschichtsforschung geht mittlerweile davon aus, dass die Erforschung des Verhältnisses von Gesellschaft und Medien eine interdisziplinäre Aufgabe ist. Außerdem versucht sie, nicht nur die Inhalte medialer Botschaften, sondern auch die professionelle Praxis in den Medien selbst möglichst genau zu erfassen. Dies soll nicht nur dazu dienen, die Medienlandschaft im historischen Prozess überschauen zu können, sondern lässt nach Wegen suchen, geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse in einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln. Die Tage des Elfenbeinturms sind längst vorüber.

16. November 2006

Prof. Dr. Knut Hickethier, Universität Hamburg:

Geschichte im Fernsehen – Gibt es eine ‚Visual History‘?

7. Dezember 2006

Dr. Ulrike Weckel, Marie Curie Fellow am Europäischen Hochschulinstitut Florenz: (Bieder-)Männer mit Vergangenheit. Wie Wolfgang Staudte in seinen Spielfilmen NS-Kriegsverbrecher porträtierte und das Publikum darauf reagierte

11. Januar 2007

Dr. Christoph Classen, Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam: Politik als Fiktion. Politikdarstellungen und politische Kultur in der Bundesrepublik in fiktionalen Filmen und Fernsehbeiträgen

25. Januar 2007

Prof. Dr. Michael Wildt, Hamburger Institut für Sozialforschung, Dr. Manfred Oldenburg, Redaktionsleiter und Autor der Kölner Produktionsfirma broadview.tv (Stalingrad, 2003; Das Wunder von Bern, 2004; Alfred und Gustav Krupp: Die Waffenschmiede, 2004; D-Day. Der

längste Tag, 2005; Das Drama von Dresden, 2005; Wembley 1966, 2006): Interview mit Dschingis Khan – oder: Wie lässt sich Geschichte im Fernsehen darstellen? Ein Streitgespräch.

1. Februar 2007

Prof. Dr. Lutz Hachmeister, Direktor des Instituts für Medien und Kommunikationspolitik (IfM), Berlin: Mehr als nur Doku-Drama – Zeitgeschichte im Fernsehen.

22. November 2006

**Vorstellung des Buches „Maikäfer flieg!“** Hitlers Krieg und die Kinder. Dorothee Wierling im Gespräch mit dem Autor Nicholas Stargardt. Veranstaltung der FZH in Kooperation mit der Deutschen Verlagsanstalt und dem Körber-Forum.

23.–25. November 2006

**„Auch in Deutschland waren wir nicht mehr wirklich zu Hause“.**

**Die Remigration vertriebener Juden nach Deutschland**

**Eine Tagung der Herbert und Elsbeth Weichmann-Stiftung in Verbindung mit: Freie Universität Berlin, Institut für deutsche und niederländische Philologie; Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Wissenschaftliche Einrichtung an der Universität Hamburg), Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg. Veranstaltungsort: Körber-Forum.**

Erst die Rückkehr habe das eigentliche Erlebnis der Heimatlosigkeit ausgelöst, hat Carl Zuckmayer in seiner Autobiographie erklärt und damit eine Erfahrung formuliert, die viele jüdische Remigranten nach 1945 in den beiden deutschen Staaten machen mussten.

Nach Tagungen über die Rolle von Remigranten beim Aufbau des parlamentarischen Systems, des Presse- und Medienwesens und des kulturellen Lebens galt die diesjährige Tagung der Herbert und Elsbeth-Weichmann Stiftung der spezifischen Problematik geflüchteter, vertriebener und überlebender Juden in beiden Teilen Deutschlands. Dabei kamen die Empfindungen und Erfahrungen zurückgekehrter Juden und die z. T. fortdauernden Ressentiments in der Öffentlichkeit ebenso zur Sprache wie die Rolle einzelner jüdischer Remigranten in Wissenschaft und Kul-

tur. Von aggressiver Ignoranz bis zum forcierten Versöhnungsbedürfnis, vom Normalitätspostulat bis zum neuen Antisemitismus reichte das Spektrum auf Seiten der Mehrheitsgesellschaften; von der Selbstverleugnung bis zur neuen Debatte um jüdische Identität spannte sich der Bogen auf jüdischer Seite.

*Grußworte:* Paul Busse (Vorstandsvorsitzender der Herbert und Elsbeth Weichmann-Stiftung)

*Einführung:* Irmela von der Lühe (Berlin)/Axel Schildt (Hamburg):

*Sektion I: Probleme der Rückkehr* (Moderation: Axel Schildt/Hamburg)

Werner Bergmann (Berlin): „Wir haben Sie nicht gerufen.“

Reaktionen auf jüdische Remigranten in der westdeutschen Bevölkerung und Öffentlichkeit

Andrea Sinn (München): Rückkehr als Heimkehr? Das Schicksal des „kleinen Remigranten“ Hans Lamm

Kirsten Heinsohn (Hamburg): Erfahrungen, Erwartungen, Identitäten. Geschlechterhistorische Überlegungen zum Thema der Remigration deutscher Juden

Christiane Berth (Hamburg): „Aber das Hamburg ist nicht mehr da, an das man denkt“ – Remigration und Rückkehrüberlegungen von Kindertransport-Teilnehmern

*Sektion II: Wissenschaftsremigration* (Moderation: Stefanie Schüler-Springorum/Hamburg)

Michael Brenner (München): Die Rückkehr jüdischer Historiker nach Deutschland

Mario Kessler (Potsdam): Politische Wissenschaft zwischen Amerika und Nachkriegsdeutschland: Der Beitrag Ossip K. Flechtheims

Carola Dietze (Washington D. C.): „Gewisse Stille“ und „asymmetrische Diskretion“? Die Erfahrungen Helmuth Plessners an deutschen Universitäten in der Nachkriegszeit

*Sektion III: Remigration in den Künsten* (Moderation: Kirsten Heinsohn/Hamburg)

Marita Krauss (München): Theaterremigration – das Beispiel der Münchner Kammerspiele

Frank Stern (Wien): „... da haben Sie nichts versäumt.“ Jüdische Filmschaffende in Deutschland nach 1945

Claus-Dieter Krohn (Hamburg): Arnold Schönbergs Oper „Moses und Aron“ im Nachkriegsdeutschland

*Lesung mit Doron Rabinovici* (Wien) (Moderation: Irmela von der Lühe/Berlin)

*Sektion IV: Jüdische Remigration und Nach-Exil in der deutsch-jüdischen Gegenwartsliteratur* (Moderation: Irmela von der Lühe/Berlin)

Bettina Bannasch (Erlangen): Deutsch-jüdische Identitätskonstruktionen in der Literatur der zweiten und dritten Generation

Katalin Madácsi (München): Zwischen universaler Deutung und jüdischer Identität. Imre Kertész in deutschen und ungarischen Auschwitz-Diskursen

Margret Karsch (Hannover): Die Darstellung der jüdischen Remigration in Hilde Domins Roman „Das zweite Paradies“

Die Ergebnisse der Tagung sollen in einem Band des Göttinger Wallstein-Verlags dokumentiert werden.

#### 4. Kooperationsbeziehungen

**Mit der Universität Hamburg ist die FZH satzungsgemäß verbunden:**

Der Direktor der FZH ist zugleich Professor für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität Hamburg.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FZH erbringen in jedem Semester mindestens vier Semesterwochenstunden Lehre im Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaft.

Die Universität ist durch zwei Mitglieder im Wissenschaftlichen Beirat der FZH repräsentiert, ein Vertreter der Universität ist Mitglied im Kuratorium.

**Sonstige institutionelle Kooperationsbeziehungen:**

**a) Mitgliedschaft in Vereinigungen von Historikerinnen und Historikern**

Mitglied im Vorstand des Verbandes Historiker und Historikerinnen Deutschlands (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bochum (Prof. Dr. Axel Schildt).

Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied im Arbeitskreis Hamburger Archivare (Angelika Voß-Louis).

**b) Mitgliedschaft in Gremien zeithistorischer Institute und anderer Einrichtungen**

Mitglied der Wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Leo Baeck Instituts in der BRD (Prof. Dr. Ursula Büttner).

Mitglied der Kommission der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte (Prof. Dr. Ursula Büttner).

Mitglied der Hamburgischen Akademie der Wissenschaft (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen, Göttingen (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des Instituts für Juristische Zeitgeschichte an der Fernuniversität Hagen (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied im Kuratorium des Instituts für Schleswig-Holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte, Schleswig (Prof. Dr. Dorothee Wierling).

Stellvertretende Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des Zentrums für Zeithistorische Forschungen (Prof. Dr. Dorothee Wierling).

**c) Mitgliedschaft in Gremien öffentlicher Einrichtungen**

Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des von NDR, WDR, Staatsarchiv Hamburg u. a. getragenen Projekts „Geschichte des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR)“ (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat „100 Jahre Deutsches Jugendherbergswerks“ zur Vorbereitung des Jubiläums 2009 (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mit der Katholischen Akademie Hamburg und dem Verein für Demokratie

– gegen Vergessen ist die FZH durch gemeinsame Veranstaltungen und Publikationen verbunden.

**d) Mitgliedschaft in Gremien privater Stiftungen**

Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der Herbert und Elsbeth-Weichmann Stiftung, die sich auf dem Gebiet der Exil- und Remigrationsforschung engagiert (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des Schülerwettbewerbs der Körber-Stiftung um den Preis des Bundespräsidenten (Prof. Dr. Axel Schildt, Prof. Dr. Dorothee Wierling).

Mitglieder der Zentraljury des Schülerwettbewerbs der Körber-Stiftung um den Preis des Bundespräsidenten (Prof. Dr. Axel Schildt, Prof. Dr. Dorothee Wierling).

**e) Mitgliedschaft in Gremien historischer bzw. zeitgeschichtl. Zeitschriften**

Mitglied des Advisory Board des Leo Baeck Institute Yearbook (Prof. Dr. Ursula Büttner).

Mitglied in Herausgeberkreis und Redaktion der Informationen zur modernen Stadtgeschichte (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der Zeitschrift Zeithistorische Forschung/Studies in Contemporary History (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der Zeitschrift Hamburger Wirtschafts-Chronik. Neue Folge (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der Zeitschrift Prague Papers on History of International Relations des Instituts für Weltgeschichte an der Karls-Universität Prag (Prof. Dr. Axel Schildt).

Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der Zeitschrift Historische Anthropologie (Prof. Dr. Dorothee Wierling).

Mitglied des Herausgeberkreises der Zeitschrift WerkstattGeschichte (Prof. Dr. Dorothee Wierling).

Verbindungen, die sich auf Mitglieder von FZH-Gremien stützen, sind hier nicht eigens aufgeführt, desgleichen nicht situative Arbeitskontakte oder einfache Mitgliedschaften von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der FZH in Vereinigungen.

## 5. Bibliothek

Der Buchbestand beläuft sich mit dem Neuzugang von 2434 Bänden (davon 1230 Schenkungen) Ende 2006 auf 79 256. Leider musste die Willi-Bredel-Bibliothek, die seit einigen Jahren in der FZH als Dauerleihgabe einen Platz gefunden hatte, im Sommer aus Platzgründen abgegeben werden.

Die Zahl der Ausleihvorgänge, die in der Regel mehrere Bücher umfassen, war 2006 mit 3663 rückläufig (gegenüber 4629 im vorherigen Jahr), wobei der Anteil an Ausleihvorgängen an Presse, andere Medien und Unternehmen (142) sowie Auskünfte an Fremdnutzer, die mit größerem Rechercheaufwand verbunden waren (39 Vorgänge), angestiegen ist.

Eine Reihe wertvoller Zeitungen und Zeitschriften – NS-Sport, Reichsportblatt, Ostdeutscher Beobachter, Illustrierter Beobachter, Deutsche Zukunft – ist verfilmt worden. Die Nachfrage nach online-Bestelldiensten durch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FZH ist angestiegen; aus Gründen der Kostenersparnis werden verstärkt elektronische Ausgaben von Zeitschriften genutzt. Der Bibliothekar wurde auch 2006 von einer Halbtagskraft unterstützt.

## 6. Archiv

2006 arbeiteten 58 Benutzer/innen im Archiv der FZH, zehn davon für umfangreiche Dissertationsprojekte. Die Zahl von Anfragen an das Archiv belief sich auf 149. Die Nutzungsfrequenz entsprach damit in etwa dem Vorjahr. Es fanden Führungen statt für ein Einführungsseminar an der Universität Hamburg und für Mitglieder der „Zeitzeugen-Börse“ in Hamburg, deren Unterlagen das Archiv der FZH verwahrt.

Neben mehreren kleinen Sammlungen gelangten einige umfangreiche Neuzugänge in das Archiv der FZH:

Der Nachlass des seit 1951 in Hamburg lebenden Journalisten Holger Hofmann, der 1960 als erster „Fernsehkoch“ der Bundesrepublik bekannt wurde;

eine umfangreiche Nachlieferung der Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen. Der bereits eingearbeitete Bestand wurde für eine ARTE-Produktion über den Operettenkomponisten Paul Abraham genutzt;

eine Sammlung zu einem linksalternativen Buchhandelsprojekts in Hamburg 1970–1990;  
ein Presseausschnittsarchiv aus der Dokumentationsabteilung des Verlagshauses Gruner & Jahr für die Jahre 1930–1945, vereinzelt bis 1960. Darin enthalten sind vor allem Berichte über führende Nationalsozialisten sowie Personen aus Wirtschaft und Kultur; Umfang ca. 28 Regalmeter; weitere Zugänge (vor allem Unterlagen zu Heinrich Brandler und August Thalheimer) waren im KPO-Bestand zu verzeichnen;  
von der Beate Uhse Stiftung zu Flensburg gab es eine weitere Nachlieferung von ca. 30 Regalmetern zu dem bereits jetzt stark nachgefragten Bestand.

Etliche Tondokumente wurden digitalisiert, darunter Tonbänder und -kassetten aus dem KPO-Bestand sowie Werbeschallplatten für die Projekte der FZH über den Reemtsma-Konzern und die „Kaffee-Welten“.

Vorbereitet wird die Veröffentlichung eines gedruckten Archivführers nach dem Umzug der FZH Mitte nächsten Jahres.

Im Rahmen des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten zum Thema „Arbeit in der Geschichte“ erreichten uns mehrere Anfragen zur Problematik eines Arbeitsdienstes in der Gesellschaft. Die 2004 vereinbarte Übernahme eines privaten Arbeitsdienstarchivs (im Jahresbericht 2004 irrtümlich als „Reichsarbeitsdienstarchiv“ bezeichnet) ist noch nicht erfolgt.

## **7. Werkstatt der Erinnerung – Hamburger Lebensläufe (WdE)**

Seit Sommer 2006 bietet die WdE einen erweiterten Service an. Da mittlerweile der größte Teil der Interviewaufnahmen digitalisiert vorliegt, können die Benutzer/innen sich an einem eigens eingerichteten Multi-Media-Arbeitsplatz im Lesesaal die Audio- oder Videofassung der Interviews, also die Originalquelle, anhören bzw. ansehen und sind nicht mehr ausschließlich auf das Transkript angewiesen.

130 Anfragen (2005: 97) wurden im Jahr 2006 an die WdE gestellt, davon führten 75 (2005: 45) zur Einsicht in die Interviews. Die übrigen Anfragen konnten nach internen Recherchen schriftlich beantwortet werden. Die Quellen der WdE werden für Dissertationen, Magisterarbeiten, wissenschaftliche Haus-

arbeiten von Studierenden und Projekte von Schülerinnen und Schülern an Gymnasien und Realschulen genutzt. Zahlreiche Wissenschaftler verwenden Interviewauszüge für eigenständige Publikationen oder für Ausstellungsrecherchen. 2006 waren Anfragen, die sich auf die geplante Verlegung von „Stolpersteinen“ zur Erinnerung an ermordete oder deportierte Hamburgerinnen und Hamburger bezogen, besonders häufig. Auch der Internetauftritt der WdE ([www.werkstatt-der-erinnerung.de](http://www.werkstatt-der-erinnerung.de)) verzeichnet steigende Besucherzahlen, derzeit über 1500 im Monat.

2006 gelangten insgesamt 86 Interviews (2005: 33) mit einer Länge von einer bis zu fünf Stunden in den Bestand der WdE. 13 Interviews entstanden für das Projekt zur Hamburger Schülerbewegung; zwölf Interviews wurden mit Teilnehmern des Besucherprogramms des Hamburger Senats für die ehemaligen jüdischen Bürger Hamburgs geführt; zwei Interviews entstanden nach der Gedenkfeier der Ärztekammer für die vertriebenen und ermordeten jüdischen Ärzte Hamburgs mit Familienangehörigen; der Verein zur Erforschung der Geschichte der Juden in Blankenese stellte uns sechs Interviews (teilweise auf deutsch, auf englisch und auf jiddisch) mit Teilnehmern der Gruppe „Kinder von Blankenese“ zur Verfügung, die als Waisenkinder und Überlebende der Shoah nach Kriegsende im Warburg Childrens Health Home in Blankenese aufgenommen worden waren, und finanzierte die Transkription; Dorothée von Diepenbroick, Jörg Fockele, Jens Golombek, Dirk Hauska, Sylke Jehna, Claudia Kaltenbach, Ulrich Prehn, Johanna Reutter und Katrin Schmersahl haben 32 Audio- und 25 Videokassetten mit insgesamt 23 z. T. sehr ausführlichen Interviews übergeben, die sie für einen Film über das Leben Hamburger Schwulen und Lesben in den 40er und 50er Jahren mit dem Titel „Verzaubert“ erstellt hatten; Ernst Albers-Buttstädt überließ der WdE eine in den 80er Jahren angelegte Sammlung von 17 Interviews und dazugehörigen Materialien zum Thema Krankenpflege und Psychiatrie im Nationalsozialismus; die Interviews mit Krankenschwestern und -pflegern sind besonders wertvoll, da diese Gruppe nur selten über ihr Wissen und Beteiligung an der „Euthanasie“ befragt wurde; 13 Interviews entstanden im Projekt „Zeitzeugen des ‚Hamburger Feuersturms‘ und ihre Familien – ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zur transgenerationalen Weitergabe traumatischer Kriegserfahrung“ (s. unter Kapitel 2: Forschung); ein Teil des Nachlasses der verstorbenen Interviewpartnerin Elsa Davidsohn, der sich auf ihre Familien- und Emigrationsgeschichte nach Palästina bezieht, wurde an die WdE übergeben.

69 Interviews wurden verschriftlicht, 95 für die Nutzung vorbereitet, indem detaillierte Zusammenfassungen der Transkripte und Kurzbiografien der Interviewpartner angelegt wurden. Bei dieser Tätigkeit wurde die studentische Hilfskraft der WdE von einer Praktikantin unterstützt. 79 Audio- und 48 Videointerviews wurden digitalisiert. Insbesondere die Digitalisierung der Videointerviews erweist sich aus technischen Gründen als sehr zeitintensives Vorhaben und nimmt mittlerweile einen großen Teil der Arbeitszeit ein.

Die WdE wird weiterhin als Fachinstanz für methodische, inhaltliche und forschungspraktische Fragen bei Oral-History-Projekten in Anspruch genommen. Beratungsgespräche fanden u. a. statt mit Mercedes Dohrn-van Rossum, Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft, für ihr Projekt „Kriegskinder auf der Flucht“; zur „transgenerationellen Weitergabe von Traumata“ mit Dr. Howard Potter vom Research Institute Working Lives an der Metropolitan University in London; für ein Projekt zur Erfassung sämtlicher biografischen Materialien von Holocaust-Überlebenden in gedruckter und ungedruckter Form und mit Ulrich Prehn, der Schüler und Lehrer für ein Interviewprojekt der Körber- und der Weichmann-Stiftung zum Thema „Exil in Hamburg“ sowie zum diesjährigen Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten angeleitet hat.

Die Arbeit der Werkstatt der Erinnerung, ihre Bestände und Entstehungsgeschichte wurde Studierenden der Uni Hamburg im Rahmen der Übung von Sandra Schümann „Quellen und Methoden zur Kulturgeschichte der Stadt“ präsentiert, desgleichen in einer Sitzung des Hauptseminars „Quellen des Holocaust“ von Stefanie Schüler-Springorum und Michael Wildt.

Auch im Jahr 2006 konnte die WdE auf Einladung der Senatskanzlei am Besucherprogramm für die ehemaligen jüdischen Bürger Hamburgs teilnehmen.

## 8. Veröffentlichungen der FZH

### *Detlef Siegfried*

Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 41), Göttingen (Wallstein-Verlag) 2006 (840 Seiten). (Redaktionelle Betreuung: Joachim Szodrzyński)

### *Friederike Littmann*

Ausländische Zwangsarbeiter in der Hamburger Kriegswirtschaft 1939–1945 (Forum Zeitgeschichte, Bd. 16), München/Hamburg (Dölling und Galitz Verlag) 2006 (675 Seiten). (Redaktionelle Betreuung: Joachim Szodrzyński)

### *Lars Amenda*

Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972 (Forum Zeitgeschichte, Bd. 17), München/Hamburg (Dölling und Galitz Verlag) 2006 (418 Seiten). (Redaktionelle Betreuung: Joachim Szodrzyński)

## 9. Rezensionen über Bücher von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der FZH (in Auswahl)

### **Lars Amenda: Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1997, Hamburg 2006.**

Hans Stumpfheldt, in: Hamburger China-Notizen, Nr. 43 vom 3.6.2006 (<http://www.stumpfheldt.de/aktuell/dct.html>, 7.6.2006)

Frank Keil, Geschichte: Zurück in die hamburgisch-chinesische Zukunft. Lektüre zur China Time: Der Historiker Lars Amenda erzählt in „Fremde – Hafen – Stadt“ vom historischen Chinesenviertel auf St. Pauli und Einwanderern seit 1897, in: Die Welt vom 26.7.2006 (<http://www.welt.de/data/2006/07/26/973507.html>, 28.7.2006)

„Der Text ist sehr angenehm lesbar, und wer ein gewisses Faible für historische Themen hat, dürfte es verschlingen. Dies liegt an der Art des Autors, weltweit umspannende politische Vorgänge nicht im Abstrakten zu belassen, sondern sie immer wieder mit Hamburger Zeiteugenberichten, Zeitungsartikeln oder Gerichtsakten zu illustrieren.“

Christiane Reinecke (Berliner Kolleg für Vergleichende Geschichte Europas), in: H-Soz-u-Kult, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-4-120> (14.11.2006)

„Amenda verfolgt das Verhältnis zwischen den chinesischen Migranten und ihrer städtischen Aufnahmegesellschaft über einen weiten Zeitraum, ohne in der ausschließlichen Analyse der lokalen Verhältnisse zu verharren. Wie oftmals in der Forschung gefordert, aber seltener realisiert, bindet er die Ergebnisse seiner historischen Lokalstudie in einen übergreifenden Zusammenhang ein und ergänzt sie so zu einer sehr lesenswerten und instruktiven Untersuchung.“

Klaus Irler, Unsichtbare Nachbarn. Hamburg ist der Brückenkopf Chinas nach Europa. Noch leben Deutsche und Chinesen in getrennten Welten, in: tageszeitung vom 6.9.2006 (kurze Erwähnung).

**Frank Bajohr, Dieter Pohl: Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten, München 2006**

Deutschlandradio Kultur, Radiofeuilleton, 22.08.2006

„Die beiden renommierten NS- und Holocaust-Forscher [...] legen mit ihrem Buch eine kompakte und auch für den historisch Interessierten Laien aufschlussreiche Studie vor.“

Armin Pfahl-Traugber, in: Freiheit und Recht, 4/06:

„Insbesondere Bajohrs auch in anderen Veröffentlichungen bewiesenes Vermögen, allgemeine Beschreibungen, konkrete Fallbeispiele und analytische Reflexionen geschickt miteinander zu verknüpfen, zeigt sich auch hier. [...] Der kleine Band [zerstört] mit eindrucksvollen Belegen überzeugend so manche populäre Nachkriegslegende.“

Martin Arning: Lebenslügen der Republik, in: Frankfurter Rundschau, 6.9.2006

„[...] Autoren, die jeweils für einen der beiden Teile des unbedingt lesenswerten, [...] aber leider zu knapp gehaltenen Bändchens verantwortlich zeichnen, ziehen im Grunde die Linien ihrer bisherigen Forschungsarbeiten weiter: Während Bajohr der Korruptierbarkeit vieler Deutscher im Augenblick des antijüdischen Konsenses nachgeht, richtet Pohl [...] seinen Blick auf das Bekanntwerden der nationalsozialistischen Verbrechen in der internationalen Öffentlichkeit.“

Christian Jostmann: Geschlossene Augen, in: Die Furche, 14.9.2006

„Wer etwas über das Verhältnis der Deutschen zur Judenverfolgung 1933–1945 wissen will, sollte daher an diesem Bändchen nicht vorbeigehen, das zudem einen lesenswerten Beitrag über den Holocaust in der internationalen Öffentlichkeit jener Zeit enthält.“

Urs Hafner: Das offene Geheimnis, in: Neue Züricher Zeitung, 27.9.2006; Das historische Buch – Das offene Geheimnis, in: Illustrierte Neue Welt, Dezember 2006, Januar 2007

Hannes Stein: Frankfurter Favoriten VI, in: Die Welt. Die literarische Welt (Ausgabe zur Frankfurter Buchmesse), 30.09.2006

Gunter Lange: Nichts gewusst? In: Ver.di News, 30.09.2006

Moritz Reininghaus: „Bitte grüßen Sie ihre verehrte Mutter“, in: Jüdische Zeitung, Nr. 10, Oktober 2006

„Frank Bajohr und Dieter Pohl haben ein hoch informatives und zugleich erstaunlich knapp gehaltenes Buch veröffentlicht.“

Andreas Mix: Volksgenossen kauft nicht bei Nivea, in: Berliner Zeitung, 2./3.10.2006

„Das Buch ist ein kluger und gut lesbarer Essay auf der Höhe der Forschung.“

Hs: Der Holocaust als offenes Geheimnis, in: Berliner Morgenpost, 7.10.2006

Christian Semler: Das Offensichtliche übersehen, in: die tageszeitung, 21./22.10.2006

„Beide Arbeiten argumentieren pointiert. Das ist keine leichte Aufgabe angesichts des schwierigen Themas über kollektive Stimmungen, Gefühle und Kenntnisse während der Nazi-Zeit urteilen zu müssen. Und außerdem sind beide gut lesbar.“

Raphaella Kula: Mitwisser des Völkermordes, in: Analyse & Kritik, 17.11.2006

„Frank Bajohr und Dieter Pohl erschließen in ihrem Buch kein neues Quellenmaterial, sie legen aber eine schlüssige, gut lesbare

Analyse vor und widerlegen einmal mehr die gängige Schutzbehauptung, man hätte von der mörderischen Seite des Nationalsozialismus nichts gewusst.“

Jörg Später: Was die Deutschen wissen konnten, in: Süddeutsche Zeitung, 27.12.2006

**Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.): Hamburg im „Dritten Reich“, Göttingen 2005**

Richard J. Evans (Cambridge), in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Band 92, 2006

„Die hier zusammengefassten Ergebnisse der Forschungsstelle werden in diesem ausgezeichneten Sammelband detailliert vorgetragen. Vergleichbares gibt es für keine andere deutsche Großstadt. Gewisse Überschneidungen bei den einzelnen Beiträgen waren vielleicht unvermeidlich [...]. Nichtsdestoweniger ist dieser Sammelband allen Interessierten zu empfehlen, nicht nur Studenten und Historikern, sondern auch und insbesondere allen Hamburgern und Hamburgerinnen, die sich für die Geschichte ihrer Stadt interessieren.“

Detlef Schmiechen-Ackermann (Historisches Seminar Universität Hannover, FB Kulturwissenschaften Universität Lüneburg), in: H-Soz-u-Kult <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen> (22.03.2006)

„Der Überblicksband bildet zweifellos einen wichtigen Meilenstein für die weitere Stadtgeschichtsforschung zur NS-Zeit, denn er bietet erstmals für eine der ganz großen deutschen Städte eine sehr umfassende und substanzielle, wenn auch in vieler Hinsicht heterogene Zusammenschau der empirischen Ergebnisse.“

Michael Zimmermann (Essen), in: FES: Archiv für Sozialgeschichte online 46.2006, <http://library.fes.de/fulltext/afs/htmlrez/80718.htm> (22.03.2006)

„Die umfangreiche Studie über Hamburg im ‚Dritten Reich‘ [...] ist das bisher einzige Werk, das diesen Anspruch einer integrierten Gesellschaftsgeschichte für die lokale Ebene weitgehend erfüllt. Dieses sorgfältig komponierte und edierte Buch bildet auch inso-

fern einen Maßstab für die einschlägige Forschung, als es gerade nicht durch jene bisweilen als historischer Autismus zu charakterisierende Selbstbezogenheit gekennzeichnet ist, die so manche Lokalstudie für Ortsfremde unlesbar macht. ‚Hamburg im Dritten Reich‘ gibt, ganz im Gegenteil, anderenorts Forschenden überaus wichtige inhaltliche und methodische Impulse.“

H.S in: Geschichte und Politik in der Schule, Nr. 43 (2006)

**Peter Reichel/Harald Schmid: Von der Katastrophe zum Stolperstein. Hamburg und der Nationalsozialismus nach 1945, Hamburg 2005**

Andreas Blechschmidt: Gedächtniskultur und Gedächtnispolitik, in: die tageszeitung, 2.1.2006

„Es bleibt zu resümieren, dass sie mit ihrem Band einen kompakten und nunmehr unverzichtbaren Beitrag zur Chronik der geschichtspolitischen Debatte in Hamburg geschrieben haben.“

Hans Walden, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Band 92, 2006

„In der neuen, flott geschriebenen Publikation geht es um einen komprimierten Überblick – sie ist daher für den raschen Einstieg in das Thema gut geeignet.“

**Axel Schildt/Detlef Siegfried (Hrsg.), Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960–1980, New York 2006**

Benita Blessing (Ohio University), H-Net

„One of the year’s best books. (..) Undergraduates who purchase this book will not sell it back to the bookstore at the end of the semester. It is thoroughly readable and the translations and writings of non-native English speakers flow very well. It is also engaging and thought-provoking, with something to offer everyone, from the college student activist to the expert on youth culture and rebellion.“

**Detlef Siegfried: Time is on my side, Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006**

Edgar Wolfrum: Die wunderbaren Sechziger. Detlef Siegfried analysiert bravourös, wie sich die westdeutsche Gesellschaft aus alten Bindungen befreite, in: Die Zeit-Literatur, 7.12.2006

„Siegfried kann überzeugend zeigen, wie sich allmählich die Bindekräfte lockerten, wie sich jugendliche Massenkultur allmählich entfaltete, in Nonkonformismus umschlug, wie gegenkulturelle Dimensionen aufblühten und wie sich Mitte der siebziger Jahre, als der Rausch zu Ende war, vieles konsolidiert hatte. Nicht aus der Vogel-, sondern aus der Nahperspektive, schöpfend aus einem reich sprudelnden Quellenmaterial beschreibt er diese Entwicklungen.“

**Meik Woyke: Albert Schulz (1895–1974). Ein sozialdemokratischer Regionalpolitiker, Bonn 2006**

Politik machen war Pflicht, in: Vorwärts, Regionalausgabe Schleswig-Holstein, Dezember 2006

„Meik Woyke schildert dieses Leben in der jetzt erschienenen Biografie wissenschaftlich korrekt und spannend.“

**Zeitgeschichte in Hamburg. Nachrichten aus der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH). Hamburg, Bd. 1: 2003 (2004) und Bd. 2: 2004 (2005)**

Uwe Danker (Schleswig), in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Band 92, 2006

„Fazit: Das redaktionelle Konzept von ‚Zeitgeschichte in Hamburg‘ geht auf. Man liest sich tatsächlich fest in den Bänden, konsumiert dabei mit Gewinn historische Feinkost und lernt aufgrund der überzeugenden Auswahl der Beiträge en passant die Forschungsstelle und ihre gegenwärtige Arbeit kennen.“

## 10. Veröffentlichungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FZH (ohne Rezensionen, Artikel und Interviews in Presse, Radio und Fernsehen)

### *Lars Amenda*

Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972, München/Hamburg 2006 (Forum Zeitgeschichte, Bd. 17).

„Hamburgische Werbeprobleme“. Eine Denkschrift des Leiters der Staatlichen Pressestelle Alexander Zinn von 1929 – Dokumentation und Kommentar, in: Hamburger Wirtschafts-Chronik N. F. 6 (2006).

Kostenlose Völkerschau. Asiatische und afrikanische Seeleute als „exotische“ Attraktionen der Hafenstadt Hamburg 1900–1930, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (IWK) 41 (2005), S. 329–346 (verspätet 2006 erschienen).

Migration und Kriminalisierung. Das „Chinesenviertel“ in St. Pauli/Altona und der Unterhaltungsroman „Begegnung auf der Landstraße“ (1936) von Alfons Zech, in: Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte 46 (2005), S. 92–119 (ausgeliefert 2006).

Zwischen Shanghai und St. Pauli. Chinesische Seeleute, „Chinesenviertel“ und China-Restaurants in Hamburg (1900–1970), in: Punktum. Vierteljahrsschrift des Landesjugendrings Hamburg e. V., 2006, Heft 3 (Wechselwirkungen Hamburg-Shanghai), S. 11–13.

### *Linde Apel*

Keine Zuflucht. Verfolgungserfahrungen emigrierter Hamburger Juden, in: Beate Meyer (Hg.), Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933–1945. Geschichte, Zeugnis, Erinnerung, Hamburg 2006, S. 99–113.

Erinnerungsgeschichten. Jüdische und nichtjüdische Häftlinge im Konzentrationslager Ravensbrück, in: Matthias Brosch u. a. (Hg.), Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland, Berlin 2006, S. 103–114.

### *Frank Bajohr*

Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten, München 2006 (zus. mit Dieter Pohl).

Corruption et industrie: l'usine de cigarettes de Reemtsma ou comment „cultiver le paysage politique“ sous le Troisième Reich, in: Dominique Barjot u.a. (Hg.), Industrie et politique en Europe occidentale et aux États-Unie, Paris 2006, S. 301–313.

„Im übrigen handle ich so, wie mein Gewissen es mir als Nationalsozialist vorschreibt.“ Erwin Ettel – vom SS-Brigadeführer zum außenpolitischen Redakteur der ZEIT, in: Jürgen Matthäus/Klaus-Michael Mallmann (Hrsg.), Deutsche, Juden, Völkermord. Der Holocaust als Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Konrad Kwiet, Darmstadt 2006, S. 241–255.

Der Mann, der bei der ZEIT Ernst Krüger war, in: DIE ZEIT, 23.2.2006.

The „Folk Community“ and the Persecution of the Jews: German Society under Natio-

nal Socialist Dictatorship 1933–1945, in: *Holocaust and Genocide Studies* 2006, 20 (2), S. 183–206.

Die Deportation der Juden: Initiativen und Reaktionen aus Hamburg, in: Beate Meyer (Hrsg.), *Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933-1945. Geschichte, Zeugnis, Erinnerung*, Göttingen 2006, S. 33–41.

La rapina degli ebrei, in: *Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento*, Bd. XXXI, Bologna 2006, S. 495–500.

Social Antisemitism in Comparative Perspective. Antisemitism in Summer and Seaside Resorts in Germany and the United States, 1870s to 1950s, in: Moshe Zimmermann (Hrsg.), *On Germans and Jews under the Nazi Regime. Essays by Three Generations of Historians. A Festschrift in Honor of Otto Dov Kulka*, Jerusalem 2006, S. 179–191.

### *Karl Christian Führer*

Mass Media, Culture, and Society in Twentieth-Century Germany, *Houndsmill* 2006 (Hrsg., zus. mit Corey Ross).

Mass Media, Culture and Society in Twentieth-Century Germany. An Introduction (zus. mit Corey Ross), in: ebd., S. 1–22.

Two-fold Admiration: American Movies as Popular Entertainment and Artistic Model in Nazi Germany, 1933–1939, in: ebd., S. 97–112.

Stadttraum und Massenmedien. Medienstandorte als urbane zentrale Orte in Hamburg in der Zwischenkriegszeit, in: Clemens Zimmermann (Hrsg.), *Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2006, S. 105–134.

### *Christian Hannen*

Von der Fürsorge zur Barrierefreiheit. Die Hamburger Gehörlosenbewegung 1875–2005, Hamburg 2006.

### *Axel Schildt*

Hg. (mit D. Siegfried): *Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960-1980*, New York/Oxford 2006.

(mit D. Siegfried) Introduction, in: ebd., S. 1–35.

Across the Border: West German Youth Travel to Western Europe, in: ebd., S. 149–160.

Konservativismus, in: *Evangelisches Staatslexikon. Neuausgabe*. Hg. Von Werner Heun u. a., Stuttgart u.a. 2006, Sp. 1306–1310.

Leistung und Gemütlichkeit. Zu zwei Stereotypen des „deutschen Charakters“, in: *Was ist deutsch? Aspekte zum Selbstverständnis einer grübelnden Nation. Beiträge der Tagung im Germanischen Nationalmuseum am 20. und 21. Oktober 2005*, Nürnberg 2006, S. 94–98.

Konservatives Menschenbild – Konstanz und Wandel, in: Burghart Schmidt (Hg.), *Menschenrechte und Menschenbilder. Von der Antike bis zur Gegenwart (Geistes- und Kulturwissenschaftliche Studien, Bd. 1)*, Hamburg 2006, S. 220–229.

German Institutes of Contemporary History: Interviews with the Directors, in: *German Historical Institute Washington D.C.. Bulletin*, Issue 38, Spring 2006, S. 59–79.

Hermkes, Bernhard, in: *Hamburgische Biografie. Personenlexikon*, Bd. 3, Göttingen (Wallstein) 2006, S. 161–163.

„Neue Politikgeschichte“ und „Europäisierung der Zeitgeschichte“, in: Norbert Frei (Hg.), *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Geschichte des 20. Jahrhunderts?* Göttingen 2006, S. 128–132.

Nach dem Zweiten Weltkrieg. Kollektive Kriegserfahrung, europäisches Gedächtnis – (Stellungnahme) zu Teil 1 des deutsch-französischen Geschichtsbuches „Histoire/Geschichte. Europa und die Welt seit 1945“, in: *Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog*, Nr 5/2006, S. 62–66.

Heinemann, Gustav, in: Manfred Asendorf (Hg.), *Wegbereiter der Demokratie. 87 Porträts*, Stuttgart/Weimar 2006, S. 91–94.

Bindung an ein konservatives Milieu als Voraussetzung von Widerstand gegen das NS-Regime? Einige Anmerkungen zu einem Forschungsproblem, in: Rolf-Ulrich Kunze (Hg.), *Distanz zum Unrecht. Methoden und Probleme der deutschen Widerstandsforschung*, Konstanz 2006, S. 91–94.

Westlich, demokratisch. Deutschland und die westlichen Demokratien im 20. Jahrhundert, in: Anselm Doering-Manteuffel (Hg. unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner), *Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 63)*, München 2006, S. 225–239.

### *Christoph Strupp*

(zus. mit K. Dreisbach), *German Americana 1956–2005. A Comprehensive Bibliography of German, Austrian, and Swiss Books and Dissertations on the United States – Web Version* ([http://www.ghi-dc.org/guide\\_am/index.html](http://www.ghi-dc.org/guide_am/index.html)), Washington, D. C. 2006.

*Dealing with Disaster. The San Francisco Earthquake of 1906*, in: *Institute of European Studies, University of California, Berkeley: IES Paper 060322*, 2006 (<http://repositories.cdlib.org/ies/060322>), S. 1–44.

Johan Huizinga (1872–1945), in: Lutz Raphael (Hg.), *Klassiker der Geschichtswissenschaft*, Bd. 1, München 2006, S. 190–211.

„...welch' eine Riesenaufgabe die meisten Professoren bereits verrichten müssen ...“. Geschichtswissenschaftliche Lehre an den niederländischen Universitäten im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Gabriele Lingelbach (Hg.), *Vorlesung – Seminar – Repetitorium. Universitäre geschichtswissenschaftliche Lehre im historischen Vergleich*, München 2006, S. 239–268.

*Observing a Dictatorship. American Consular Reporting on Germany, 1933–1941*, in: *German Historical Institute, Washington, D. C., Bulletin 39*, 2006, S. 79–98. Der verachtete Führer. Anton Adriaan Mussert und die unliebsame Rechte in der niederländischen Historiographie, in: Georg Christoph Berger Waldenegg, Francisca Loetz (Hg.), *Führer der extremen Rechten. Das schwierige Verhältnis der Nachkriegsgeschichtsschreibung zu „grossen Männern“ der eigenen Vergangenheit*, Zürich 2006, S. 161–180.

### *Angelika Voß*

Zur Zeitgeschichte der Sexualität. Das Beate-Uhse-Archiv in der FZH, in: *Zeitgeschichte in Hamburg* 2005, Hamburg 2006, S. 81–85.

*Georg Wagner-Kyora*

„Wiederaufbau“ und Stadt-Raum: Streit um die Rekonstruktion des Dortmunder Rathauses und der Alten Waage in Braunschweig 1974–1994, in: Adelheid von Saldern (Hg.), Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchzeiten. Beiträge zur Kommunikationsgeschichte Bd. 17, Stuttgart 2006, S. 209–238.

Lokale „Wiederaufbau“-Politik im säkularen Konflikt: Die Zerstörung des Braunschweiger Residenzschlosses 1944/1960 und sein Neubau 2005, in: Archiv für Sozialgeschichte 46 (2006), S. 277–388.

Wohnungspolitik, in: Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945. Hrsg. v. Bundesministerium für Arbeit und Soziales und dem Bundesarchiv, Bd. 3: 1949–1957. Bewältigung der Kriegsfolgen, Rückkehr zur sozialpolitischen Normalität, hg. von Günther Schulz, Nomos Verlag Baden-Baden 2006, S. 837–883.

FDGB und Staatssicherheitsdienst, in: FDGB-Lexikon. Funktion, Struktur, Kader und Entwicklung einer Massenorganisation der SED (1945–1990), hrsg. v. Dieter Dowe/Manfred Wilke, bearbeitet von Michael Kubina. Arbeitspapiere des Forschungsverbundes SED-Staat, Nr. 36/2005, erschienen als CD-Rom Berlin 2006.

Der ausgebliebene Identitätswandel. Akademiker-Generationen im Leunawerk, in: Thomas Ahbe/Rainer Gries/Annegret Schüle (Hg.), Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2006, S. 131–167.

Continuities in the Identity Construction of Industrial Chemists, 1940–1970, in: German Studies Review 29 (2006), S. 611–619.

*Dorothee Wierling*

Die Historikerin als ZuhörerIn. Die Verfertigung von Geschichte aus Erinnerungen, in: Bernhard Strauß, Michael Geyer (Hg): Psychotherapie in Zeiten der Globalisierung, Göttingen 2006, S. 291–306.

Chendó yóksa-wa kusulsa [Gender History und Oral History], in: Lee Sangrok/Lee You Jae (Hg.), Ilsangsa-ro ponún han’guk kúnhyóndaesa [Moderne koreanische Alltagsgeschichte], Seoul 2006: Cum libro, S. 229–255.

Deutsche Frauen in den Kriegen des 20. Jahrhunderts, in: Frau im Krieg, 1941–1945. Russland und Deutschland (hg. von der Staatlichen Universität Wolgograd u. a., Schriftenreihe des Forschungszentrums für Deutsche Geschichte in Wolgograd, Bd. 4, Wolgograd 2006, S. 84–88 (in russischer Sprache).

Amerikabilder in der DDR, in: Uta A. Balbier, Christiane Rösch (Hg): Umworbener Klassenfeind. Das Verhältnis der DDR zu den USA, Berlin 2006, S. 32–38.

Das Ende der DDR – ein Glücks-Fall für die Zeitgeschichte?, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg. 54., Heft 12, 2006, S. 1054–1062.

*Meik Woyke*

„Wohnen im Grünen“? Siedlungsbau und suburbane Lebensstile im nördlichen Umland von Hamburg von den fünfziger bis zu den siebziger Jahren. In: Zeitgeschichte in Hamburg 2005, Hamburg 2006, S. 22–49.

Zwischen Obotrit-Film-Fabrik und Roggenwertanleihe: Der Rücktritt von Julius Asch als Finanzminister von Mecklenburg-Schwerin. In: Albrecht, Henning/Boukrif, Gabriele/

Bruns, Claudia/Heinsohn, Kirsten (Hg.): Politische Gesellschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Festgabe für Barbara Vogel. Hamburg 2006, S. 321–335.

Suburbanisierung in vergleichender Perspektive. Workshop der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg am 5. Mai 2006. Tagungsbericht. In: AHF-Information 2006, Nr. 109 (<http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2006/109-06.pdf>).

Mobilität im suburbanen Raum. Das schleswig-holsteinische Umland von Hamburg (1950–1980). In: Saldern, Adelheid von (Hg.): Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchzeiten. Stuttgart 2006 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, Bd. 17), S. 123–146.

Albert Schulz (1895–1974). Ein sozialdemokratischer Regionalpolitiker. Bonn 2006 (Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 73).

Einfamilienhausidyllen, Shopping-Center, Golfplätze. Grundzüge der interdisziplinären Suburbanisierungsforschung und erfahrungsgeschichtliche Perspektiven. In: Borgmann, Karsten/Bruhn, Matthias/Kuhrau, Sven/Schalenberg, Marc (Hg.): Das Ende der Urbanisierung? Wandelnde Perspektiven auf die Stadt, ihre Geschichte und Erforschung. Berlin 2006 (Historisches Forum, Bd. 8), S. 19–31 ([http://edoc.hu-berlin.de/e\\_histfor/8](http://edoc.hu-berlin.de/e_histfor/8)).

Vom Werftarbeiter zum Oberbürgermeister von Rostock: Albert Schulz (1895–1974). In: Zeitgeschichte Regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern, Jg. 10, 2006, H. 2, S. 100–109.

## 11. Vorträge und Leitung von Tagungen (bzw. Panels) durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FZH

### *Lars Amenda*

From Southern China to the North Sea. Chinese Migration and its Reception in Western European Port Cities, 1900–1950. Vortrag auf der Tagung "European Social Science History Conference" (ESSHC) des International Institute for Social History, Amsterdam, 25.3.2006.

Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972. Buchvorstellung im Hamburger Rathaus, 14.6.2006; Buchladen Schulerblatt, 27.9.2006.

Chinese Quarter, Chinese Buurt, Chinesenviertel. Global Migration, Ethnic Niches and their Reception in Western European Port Cities, 1900–1950. Vortrag auf der Tagung „International Conference on Urban History“ der European Association for Urban History, Stockholm, 2.9.2006.

Die Geschichte chinesischer Seeleute und Migranten in Hamburg. Vortrag vor einer chinesischen Jugenddelegation für den Landesjugendring Hamburg, Hamburg, 15.9.2006.

Ethnische Nischen. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in westeuropäischen Großstädten, 1900–1970. Vortrag auf dem 46. Deutschen Historikertag, Konstanz, 20.9.2006.

Landgewinnung und Propaganda im Nationalsozialismus. Vortrag im Rahmen des „Nordfriesischen Summit“ im Nordfriisk Institut, Bredstedt, 23.9.2006.

### *Linde Apel*

„Das Oral History Archiv Werkstatt der Erinnerung und die Zeitzeugen des ‚Hamburger Feuersturms‘“. Vortrag im Rahmen der Vorstellung des Projekts ‚Zeitzeugen des ‚Hamburger Feuersturms‘ und ihre Familien – ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zur transgenerationalen Weitergabe traumatischer Kriegserfahrung“ auf dem Workshop der Studiengruppe „Kinder des Zweiten Weltkrieges“ des Kulturwissenschaftlichen Instituts am 15. und 16. Mai 2006.

Vortrag/thematische Führung am 23. Juli 2006 in der Gedenkstätte Ravensbrück zur Geschichte der jüdischen Häftlinge im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück.

Moderation und Kommentar zu den Vorträgen des zweiten Tages der einwöchigen Internationalen Ravensbrücker Sommeruniversität „Europäische Erinnerungskulturen“ mit dem Schwerpunktthema Judenverfolgung und Judenmord am 22. August 2006.

„Called to Witness: New Research Projects“, Moderation des Panels der Tagung „Rescue out of Reach. The fate of Turkish Jews in Nazi-dominated Europe“ des Moses-Mendelssohn-Zentrums, der Moses-Mendelssohn-Akademie, des Centro Sefardí und des Instituts für die Geschichte der Deutschen Juden in Halberstadt, 3. bis 6. September 2006.

„Nicht Rache sondern Gerechtigkeit, Nicht Hass, sondern Trauer. Reaktionen auf nationalsozialistische Verbrechen“. Vortrag am 16.9.2006 auf der Tagung der Gedenkstätte Ravensbrück „Das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Vergeltung oder Versöhnung. Annäherungen aus feministisch-theologischer Sicht“. 15. bis 17. September 2006.

„Konjunkturen und Desiderate der genderorientierten KZ-Forschung“. Vortrag auf dem Workshop „Weibliche Häftlinge in NS-Konzentrationslagern“ des Instituts für Konfliktforschung am 24./25.11.2006 in Wien.

### *Frank Bajohr*

„Bäder-Antisemitismus in Nordseebädern im 19. und 20. Jahrhundert.“ Vortrag in der Bibliothek der Ostfriesischen Landschaft, Aurich, 16.1.2006.

„Verdrängung, Isolation, Deportation. Zur Verfolgung der Hamburger Juden 1933–1945.“ Vortrag im Haus Rissen, Hamburg, 28.1.2006.

„Bäder-Antisemitismus in Deutschland und im Weserbergland.“ Vortrag auf Einladung des Stadtarchivs Bad Oeynhausen in der Wandelhalle des Kurparks, Bad Oeynhausen, 21.2.2006.

„‚Mof‘ versus ‚Kaaskopp‘. Betrachtungen zum deutsch-niederländischen Fußball-Nationalismus.“ Vortrag im Körper-Forum, Hamburg, Vortragsreihe „Fußball-Tore zur Zeitgeschichte“, 6.6.2006.

„Korruption im ‚Dritten Reich‘. Ein inhärentes Strukturproblem des NS-Staates und seine Folgen.“ Vortrag am Zentrum für Europäische Studien, Universität zu Köln, Tagung „Geld-Geschenke-Politik. Korruption in Europa seit dem 18. Jahrhundert.“ 1.7.2006.

„Bäder-Antisemitismus in Deutschland, unter besonderer Berücksichtigung Westfalens.“ Vortrag im Jüdischen Museum Dorsten, 19.10.2006.

„Alltags-Antisemitismus in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, unter besonderer Berücksichtigung von Bädern und Kurorten“ Vortrag vor der Deutsch-Israelischen Gesellschaft und der Friedrich-Ebert-Stiftung im Karl-Marx-Dokumentationszentrum, Trier, 7.11.2006.

„Täterforschung zum Nationalsozialismus. Königsweg oder Sackgasse für die Auseinandersetzung mit NS-Geschichte?“ Vortrag auf dem Landesgedenkstättenseminar Mecklenburg-Vorpommern in Rostock, 24.11.2006.

„Karl Kaufmann. Selbstilisierung und öffentliche Wahrnehmung des Hamburger NSDAP-Gauleiters und Reichsstatthalters vor und nach 1945.“ Vortrag in der Gedenkstätte Fuhlsbüttel, Hamburg, 28.11.2006.

### *Christiane Berth*

Migración e identidades en entrevistas con descendientes alemanes en Costa Rica. (Migrationserfahrungen und Identitäten in Interviews mit Nachfahren deutscher Einwanderer in Costa Rica) Vortrag im Centro de Investigaciones Históricas de América Central, Universidad de Costa Rica, 3.7.2006.

La inmigración alemana en Costa Rica. Migración, crisis y cambios en entrevistas con descendientes alemanes. (Die deutsche Einwanderung in Costa Rica. Migration und Krisenerfahrungen im Spiegel lebensgeschichtlicher Interviews.)

Vortrag auf dem VIII. Congreso Centroamericano de Historia, Antigua, Guatemala, 11.07.2006.

La historia del consumo como historia global. (Konsumgeschichte als Globalgeschichte). Vortrag im Rahmen der Mesa Redonda: Perspectivas para el estudio de la historia del consumo en Centroamérica, VIII. Congreso Centroamericano de Historia, Antigua, Guatemala, 12.07.2006.

Die Geschichte der deutschen Einwanderung in Costa Rica. Vortrag in der Humboldt Schule, San José, Costa Rica, 27.7.2006.

Deutsche Einwanderer in Costa Rica. Vortrag im Deutschen Klub, San José, Costa Rica, 7.8.2006.

„Aber das Hamburg ist nicht mehr da, an das man denkt“ – Remigration und Rückkehrüberlegungen von Kindertransport-Teilnehmern. Vortrag auf der Tagung: „Auch in Deutschland waren wir nicht mehr wirklich zu Hause“. – Die Remigration vertriebener Juden nach Deutschland. Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung, 23.–25.11.2006.

### *Ursula Büttner*

Die NSDAP auf dem Weg zur Macht in Hamburg. Vortrag bei einem Wochenendseminar des Zentralausschusses Hamburgischer Bürgervereine, Rissen, 28.1.2006.

Aus Hamburg ins Exil. Vortrag bei der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit in Hamburg, 14.9.2006.

### *Karl Christian Führer*

Images of Destruction: Representations of „Operation Gomorrha“ in Hamburg Newspapers during the 1940s and 1950s, Vortrag auf der European Social Science History Conference, Amsterdam, 25. März 2006.

### *Axel Schildt*

Vom traditionellen Abendland zum modernen Westen. Orientierungswandel im bundesdeutschen Konservatismus. Vortrag im Sozial- und kulturgeschichtlichen Kolloquium von Barbara Duden und Adelheid von Saldern, Universität Hannover, 9.1.2006.

Leitung der Sektion „Neue Politikgeschichte“ auf der Tagung „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Geschichte des 20. Jahrhunderts?“, Symposium zur Gründung des Jena Center: Geschichte des 20. Jahrhunderts der Universität Jena, Altes Schloss Dornburg bei Jena, 19.–21.1.06.

Zwischen „Hamburg-Legende“ und „Mustergau-These“. Der lange Weg zur geschichtswissenschaftlichen Erforschung des „Dritten Reiches“ in Hamburg. Einleitungs-vortrag auf dem Wochenendseminar des Zentralausschusses Hamburgischer Bürgervereine von 1866 im Haus Rissen, 27.1.–29.1.2006.

Teilnahme an der Podiumsdiskussion „Vom Wert der Werte“, Katholische Akademie, Berlin, 31.1.2006.

Moderation des Vortrags von Peter Steinbach auf der Veranstaltung „Soldatischer Widerstand“ (Kooperation von: Gegen Vergessen, DGB-Seniorenkreis, Friedrich-Ebert-Stiftung, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg), Hamburg, 1.2.2006.

Die langen Schatten des Krieges über der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft. Vortrag auf der Tagung „Kriegserfahrungen und Kriegserinnerungen. Der Zweite Weltkrieg in Europa“, Deutsches Historisches Institut, Paris, 3./4.4.2006.

Vorstellung des Buches „Marx and Coca Cola“ im Rahmen des Symposiums „Politics and Consumption in the Cultural Revolution of the Sixties“ der Universität Kopenhagen, 26.4.2006.

Der Wertehorizont der Bundesrepublik in den 1950er Jahren. Vortrag im Rahmen der Internationalen Tagung „Vergesellschaftung der Werte. Wertedebatten in Deutschland seit 1945. Systematische und historische Aspekte“, veranstaltet vom Mitteleuropa-Zentrum für Staats-, Wirtschafts- und Kulturwissenschaften an der Technischen Universität Dresden, Dresden, 4.–7.5.2006.

Moderation der Veranstaltung zur Vorstellung des Buches „Zwangsarbeiter in Hamburg“ von Friederike Littmann in der Buchhandlung im Schanzenviertel, Hamburg, 17.5.2006.

Die Bedeutung der Amerikanisierung. Vortrag im Rahmen der Tagung „Aspekte der Wandlungsprozesse in der Bundesrepublik 1945–1990“, Universität Kopenhagen, 19./20.5.2006.

Amerikanisierung? Die westdeutsche Gesellschaft 1945–1960. Einleitungs-vortrag zur Tagung „Zwischen Kontinuität, Wandel und Normalität. Die westdeutsche Kultur 1945–1960“, Kulturwissenschaftliches Institut der Rijksuniversiteit Groningen (Niederlande), 1./2.6.2006.

Moderation der Vorstellungen des Buches „Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972“ von Lars Amenda im Hamburger Rathaus, 14.6.2006; Buchladen Schulterblatt, Hamburg, 27.9.2006.

Das „christliche Abendland“ als Zentrum politischer Integration in der Frühzeit der Ära Adenauer. Vortrag zum 23. Rhöndorfer Gespräch „Medienmacht und Öffentlichkeit in der Ära Adenauer“ der Stiftung Konrad-Adenauer-Haus, Bonn-Rhöndorf, 7.9.2006.

Amerikanische Einflüsse auf den Wiederaufbau europäischer Städte nach dem Zweiten Weltkrieg? Vortrag im Rahmen der Sektion „Die europäische und die amerikanische Stadt seit dem späten 19. Jahrhundert: Geschichtsbilder – Leitbilder – Trugbilder“ auf dem Deutschen Historikertag 2006, Konstanz, 20.9.2006.

Stadt, Architektur und Alltagskultur als Felder zeitgeschichtlicher Forschung. Vortrag auf der Tagung „Konkurrenzen, Interferenzen, Umbrüche. Architektur, Städtebau und Alltagskultur in Ost- und Westeuropa, 1960–1989“; Hochschule für Bildende Künste, Hamburg, 28./29.9.2006.

Nothing but Misery? Postwar German Society between Apathy and Relief. Vortrag auf der Tagung „Victorious and Defeated Countries in Transition from War to Peace: The Soviet Union, France, England, the USA and Germany, 1945–1950“. Veranstalter: Deutsches Historisches Institut (Moskau), Centre franco-russe en sciences sociales (Moskau), Centre d'etudes des Mondes Russe, caucasien et centre européen (EHESS, CNRS, Paris), Moskau, 6.–8.10.

Wolfsburg – eine neue Stadt im Wiederaufbau der Bundesrepublik. Vortrag im Goethe-Institut Krakau, 13.10.2006.

The Long Shadows of the Second World War: The Impact of Experiences and Memories of War on West German Society. Vorträge (Annual Lecture) im German Historical Institute GHI London, 31.10.2006 und im St. Antony's College, Oxford, 1.11.2006.

Vorstellung des Buches von Nina Grunenberg „Die Wundertäter. Netzwerke der deutschen Wirtschaft 1942–1966“ auf einer Veranstaltung des ZEIT-Kulturforums im Warburg-Haus, Hamburg, 20.11.2006.

Einleitung zur Tagung „„Auch in Deutschland waren wir nicht mehr wirklich zu Hause“. Die Remigration vertriebener Juden nach Deutschland“ (veranstaltet von der Herbert und Elsbeth Weichmann-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden Hamburg und der Freien Universität Berlin, Institut für deutsche und niederländische Philologie) und Leitung der Sektion „Probleme der Rückkehr“, Hamburg, 23.–25.11.2006.

Öffentlichkeit und Medien: Vortrag im Rahmen der Reihe „Bucerus-Gespräche: Deutsche und polnische Blicke auf die Geschichte“, Deutsches Historisches Institut, Warschau, 11.12.2006.

### *Joachim Szodrzynski*

Das Verschwinden der Volksgemeinschaft im Bombenkrieg (Zentralausschuss Hamburger Bürgervereine, Wochenendseminar im „Haus Rissen“), Hamburg, 29.1.2006.

„Ich bin ein Pilger, der sein Ziel nicht kennt ...“ Erich Mühsam: Bürgersohn und „Bürgers Alpdruck“ (Galerie Morgenland/Geschichtswerkstatt Eimsbüttel), Hamburg, 4.5.2006.

„Wir Juden' haben so viel ... mit einander zu schaffen wie ‚Fahrgäste im selben Omnibus!‘“ Anmerkungen zum Typus des nicht-jüdischen Juden am Beispiel Erich Mühsams (Institut für die Geschichte der deutschen Juden), Hamburg, 16.11.2006.

*Dorothee Wierling*

Teilnahme Podiumsdiskussion zur Filmvorführung Malte Ludin: „Zwei oder drei Dinge, die ich von ihm weiß“, Benefizveranstaltung der AMCHA Deutschland, Hamburg, 29.1.2006.

Die Stasi in der Erinnerung. Oral History Erfahrungen. Vortrag im Rahmen der Tagung „Staatssicherheit und Gesellschaft“ Birthler-Behörde Berlin, 24.3.2006.

Krieg im Nachkrieg. Zur öffentlichen und privaten Präsenz des Krieges in der SBZ und frühen DDR, Deutsches Historisches Institut Paris, im Rahmen der Tagung „Kriegserfahrungen und Kriegserinnerungen – Der Zweite Weltkrieg in Europa“, 4.4.2006.

Buchvorstellung (Zerbrochene Spiegel. Deutsche Geschichten im 20. Jahrhundert) Autorengespräch mit Konrad Jarausch und Kommentatoren, Hamburg FZH, 27.4.2006.

Leitkultur – mögliche Inhalte? Im Rahmen des Symposiums „Leitkultur – vom Schlagwort zur Sache“, Haus der Geschichte Bonn, 3.5.2006

Warum gibt es keine Deutsch-Russen? Vortrag im Domforum Köln, 3.5.2006.

Leitung wiss. Jahrestagung der Zeitschrift Historische Anthropologie, FZH, Hamburg, 12.5.2006.

Die große und die kleine Welt – Hamburger Kaffeehandel im 20. Jahrhundert. Skizzen zu Beginn eines Projekts, Universität Köln, 28.6.2006.

Teilnahme Panel: Zeithistoriker und ihre Biographien. Im Rahmen des Zweiten Promovierendentreffens, Wittenberg, 6.7.2006.

Sektionsleitung der Tagung „Views from Abroad“, Reading, 13.–15.7.2006.

Buchvorstellung Lothar Mertens: Priester der Clio oder Hofchronisten der Partei? Kollektivbiographische Analysen zur DDR-Historikerschaft, HAIT Dresden, 17.8.2006.

Widerstand und Kollaboration im europäischen Gedächtnis, Vortrag im Rahmen der Sommeruniversität Ravensbrück, 24.8.2006.

Teilnahme an Podium zur Leitkultur in Deutschland, im Rahmen des Erlanger Poetenfestes, Erlangen, 27.8.2006.

Das Ende der DDR – ein Glücks-Fall für die Zeitgeschichte? Im Rahmen der Tagung „Rollenspiele. Zeitgeschichte auf der öffentlichen Bühne“, Symposium zum 65. Geburtstag von Wolfgang Benz, Berlin, 15.9.2006.

Leitung Sektion Historikertag: Warenbilder und ihre Geschichten in Zeiten der Globalisierung, Konstanz, 22.9.2006.

Vortrag: Die Historikerin als Zuhörerin. Panel Literature and Memory I (Sektion 30): Theory and Methodology German Studies Association Jahrestagung, Pittsburgh 29.9.2006.

Kommentar panel Literature and Memory II (Sektion 69): Trauma and Memory, GSA Pittsburgh, 30.9.2006.

Generation als historische Kategorie – Seminar im Doktorandenkolloquium Lutz Niethammer, Jena, 27.10.2006.

„Verfolgte Schüler in der DDR“ – Leitung einer Podiumsdiskussion im Rahmen der gleichnamigen Tagung des HAIT Dresden, 27.10.2006.

„Warum dürfen Kinder nicht arbeiten? Vorlesung im Rahmen der Kinderuniversität, Hamburg, 13.11.2006.

Buchvorstellung „Maikäfer flieg!“ Hitlers Krieg und die Kinder mit Autorengespräch Nicholas Stargardt, in Kooperation mit der Deutschen Verlagsanstalt und dem Körber-Forum, Hamburg, 22.11.2006.

### *Meik Woyke*

Suburbane Erfahrungsräume: Die vier schleswig-holsteinischen Randkreise von Hamburg (1950–1980). Vortrag während des Workshops „Suburbanisierung in vergleichender Perspektive“, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, 5.5.2006.

Suburbane Erfahrungsräume im südlichen Schleswig-Holstein von den fünfziger Jahren bis in die siebziger Jahre. Vortrag vor dem Kolloquium des Instituts für Zeit- und Regionalgeschichte, Schleswig, 13.6.2006.

Albert Schulz – Vom Werftarbeiter zum Oberbürgermeister. Vortrag anlässlich einer Buchpräsentation mit Helmut Schmidt, Universität Rostock, 6.12.2006.

## **12. Medienecho**

Die Homepage der FZH ([www.zeitgeschichte-hamburg.de](http://www.zeitgeschichte-hamburg.de)) erfreut sich eines stetig wachsenden Interesses der Öffentlichkeit. Im Jahre 2006 verzeichnete sie rd. 37 000 Zugriffe.

Über die Tagung: „Auch in Deutschland waren wir nicht mehr wirklich zu Hause.“ Die Remigration vertriebener Juden nach Deutschland. 23.11.–25.11.2006, KörberForum, berichtete umfassend: Jörg Später: Sprache des Schweigens. Eine Tagung untersucht die schwierige Rückkehr der Juden, in: Süddeutsche Zeitung, 28.11.2006.

### *Lars Amenda*

ZDF: Interview über die Geschichte des „Chinesenviertels“ in Hamburg für „Heute in Deutschland“ (Ausstrahlung am 29.3.2006).

NDR: Interview über die Geschichte des „Chinesenviertels“ in Hamburg für „Hamburg-Journal“ (Ausstrahlung am 10.10.2006).

Freies Sender Kombinat (FSK): Interview für „Loretas Leselampe“ über die Buchveröffentlichung „Fremde – Hafen – Stadt“ (Ausstrahlung 25.11.2006).

*Frank Bajohr*

Bericht über Vortrag „Antisemitismus in Nordseebädern im 19. Jahrhundert“, in: Ostfriesische Nachrichten, 18.01.2006.

Freies Sender Kombinat (FSK). Interview für „Salon Rouge“ über die Buchveröffentlichung „Der Holocaust als offenes Geheimnis“, 22.11.2006.

Die Kumpanei der Unbeteiligten. Interview mit Bettina Brinker für „Hamburger Abendblatt“, HA, 16.11.2006.

*Axel Schildt*

Interview mit dpa zur Frage der Freigabe von NS-Akten des Internationalen Suchdienstes Arolsen, 8.6.2006.

Interview mit Maki Hoshii von der japanischen Tageszeitung „Asahi Shimbun“ (zweitgrößte Tageszeitung der Welt, Auflage 8,2 Millionen) über Vergangenheitsbewältigung in Deutschland, 11.11.2006.

*Meik Woyke*

Artikel zur Buchpräsentation: Albert Schulz (1895–1974). Ein sozialdemokratischer Regionalpolitiker am 6.12.06 in Rostock (mit Helmut Schmidt).

Jan-Peter Schröder: „Albert Schulz war ein Vorbild“. In: Ostsee-Zeitung, 7.12.2006

Jan-Peter Schröder: „Schulz Vorbild für anständige Politik“, Hamburger Abendblatt, 7.12.2006.

### **13. Lehrveranstaltungen von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der FZH**

#### **Universität Hamburg, Fakultät für Geisteswissenschaften, Historisches Seminar**

*Lars Amenda*

„Tor zur Welt“. Geschichte und Repräsentationen der Hafenstadt Hamburg (1890er bis 1960er Jahre) (Übung, Wintersemester 2005/2006).

Migration und westdeutsche Großstädte 1955–1975 (Übung, Wintersemester 2006/2007).

*Ursula Büttner*

Die deutsche Gesellschaft und der Alltag der Judenverfolgung II: 1938–1945 (Vorlesung, Wintersemester 2005/2006).

Die deutschen evangelischen Kirchen und die Judenverfolgung im „Dritten Reich“ (Oberseminar/Kolloquium, Wintersemester 2006/2007).

*Axel Schildt*

Kulturgeschichte der Moderne, Teil I: 1880–1930 (Vorlesung, Wintersemester 2005/2006).

Kulturgeschichte der Moderne, Teil II: 1930–1970 (Vorlesung, Sommersemester 2006).

Die Weimarer Republik (Vorlesung, Wintersemester 2006/2007).

Intellektuelle in der Ära Adenauer (Hauptseminar, Wintersemester 2005/2006).

Die Remigration von „Hitler-Flüchtlingen“ nach dem Zweiten Weltkrieg (Hauptseminar, Sommersemester 2006).

Die „konservative Revolution“ in der Weimarer Republik (Hauptseminar, Wintersemester 2006/2007).

Neuere Forschungen einer sozial- und kulturhistorisch orientierten Zeitgeschichte (Oberseminar, Wintersemester 2005/2006, Sommersemester 2006, Wintersemester 2006/2007).

*Dorothee Wierling*

Die deutsche Gesellschaft und die Welt der Kolonien (Einführungsseminar Zweiter Teil, Wintersemester 2005/2006).

Buchenwald – Geschichte und Nachgeschichte. (Hauptseminar mit Dr. Stefanie Schüler-Springorum, Sommersemester 2006).

Die DDR 1949–1969. Staat, Gesellschaft, Biographien (Vorlesung, Wintersemester 2006/2007).

*Dr. Meik Woyke*

Suburbane Erfahrungsräume: Der Großraum Hamburg von den fünfziger bis zu den siebziger Jahren (Übung, Wintersemester 2006/2007).